
LINKSKURVE

3. Jahrgang / Nummer 9 / September 1931

IHR KÖNNT DAS WORT VERBIETEN – –**LEX ENDE**

„Statt uns neue Freiheiten zu geben, nimmt man uns die bestehenden fort. An Stelle von Gesetz und Recht tritt eine Willkürherrschaft. Die Zensur unterdrückt aber nicht nur die öffentliche Meinung, sondern zwingt die Presse auch, bestimmte Artikel bei Androhung des Verbotes zu veröffentlichen. Damit eröffnen sich herrliche Aussichten auf die künftige Politik der preußischen Regierung. Das ist die höchste politische Unmoral, die sich dabei bekundet, Man hat in die Zensur ein ganz raffiniertes System hineingebracht. Das Volk soll nicht wissen, was im Lande vorgeht.“

Als diese Worte gesprochen wurden – es war am 18. Januar 1916 im Reichstag, mitten in einem der Kohlrübenwinter des Weltkrieges – konnte der Sprecher nicht ahnen, daß sie dereinst für das sozialdemokratische Preußen nicht minder Gültigkeit haben würden, als damals für das königliche Preußen.

Nichts hat sich seitdem geändert, und Herr Dittmann – ihm verdanken wir diese goldenen Worte – steht in der Front jener, die mit Zeitungsverboten, diesen radikalsten Zensurmaßnahmen, verhindern wollen, daß das Volk erfährt, was im Lande vor sich geht.

Denken wir nur an das Verbot, den wirklichen Kurswert der Börsenpapiere zu melden, oder über die Inflation zu schreiben. Die Börsenjobber, Bankiers und Industriellen wissen ohnedies, „wie die Aktien stehen“. Aber das Volk soll über die drohende Nähe der Katastrophe getäuscht werden. Die werktätigen Sparkasseneinleger sollen in ihrer harmlosen Gemütsverfassung nicht gestört werden, denn die schönste Inflation macht keinen Spaß, wenn die Großen die Kleinen nicht ausplündern können.

* * *

Die herrschende Klasse ist zwar nicht in der Lage, die harten Tatsachen, die „ökonomischen Pointen“ ihres Bankrotts zu verbieten, aber sie verbietet darüber zu schreiben. Wer die Wahrheit sagt, ist ein Defaitist und ein für das Gefängnis reifer Panikmacher. Um so schlimmer für die Wahrheit. Das war im Weltkrieg so, und das ist in diesem „Krieg im Frieden“, den die herrschende Klasse gegen das Volk führt, nicht anders. An Stelle von Gesetz und Recht, so sagte damals Dittmann, tritt eine Willkürherrschaft.

Man muß ein ausgemachter Dummkopf oder ein raffinierter Betrüger sein, wenn man heute noch zu behaupten wagt, daß es in Deutschland das gibt, was gemeinhin unter „Pressefreiheit“ verstanden wird, Gewiß, eine direkte Zensur gibt es nicht. Jeder Sozialdemokrat kann darauf pochen. Aber etwas viel Schlimmeres: erstens Schreibverbote, zweitens ruinöse Zeitungsverbote bis zu acht Wochen und länger, drittens Zwangsabdrucke mit der Androhung des Verbots im Falle der Weigerung. Die Braun-Regierung war es bekanntlich, die sich der dritten Methode der Knebelung der Presse bei dem Gegenaufruf zum Volksentscheid bediente. Wie nannte doch Dittmann das 1916? Die „höchste politische Unmoral“, ein „ganz raffiniertes System“.

Und hier die Tatsachen: Im 1. Halbjahr 1931 waren 44 kommunistische Zeitungen und Zeitschriften insgesamt 1043 Tage verboten. Im Monat August erschienen in den Tagen vor dem Volksentscheid überhaupt nur noch vier kommunistische Tageszeitungen. Ungezählt wieviel Broschüren, Flugblätter oder Plakate in derselben Zeit beschlagnahmt wurden. Am 9. August und in den darauffolgenden Tagen erreichte der Kampf gegen das kommunistische Wort seinen Höhepunkt. Zum ersten Male [2:] in der gewiß nicht an Ereignissen armen Geschichte der Verfolgung der kommunistischen Presse Deutschlands wurde das Gebäude der Druckerei und des Verlages des Zentralorgans der KPD auf zwei Wochen polizeilich besetzt.

* * *

Eine kleine Einschaltung. Soeben lesen wir („Berliner Tageblatt“ vom 4. September) eine Rede, die der bekannte Schriftsteller Johannes V. Jensen auf der in Lübeck stattgefundenen deutsch-nordischen Schriftstellertagung gehalten hat. Sie ist geradezu ein Musterbeispiel für die politische Verlotterung der bürgerlich-liberalen Schriftstellerei. Nach einem Seitenhieb auf die Sowjetunion sprach Jensen also:

„In Ländern, wo man seine Ruhe bewahrt hat (im Gegensatz zu der Sowjetunion. Die Redaktion) wird man sich mit Verachtung gegen den Henkerbegriff Zensur und das Prinzip der Unfreiheit, womit er gehandhabt wird, wenden.“

Wir empfehlen Herrn Jensen die Lektüre der zahllosen Verbotsbegründungen gegen die kommunistische Presse, und wenn er kein Ignorant ist, dann wird er sein Urteil revidieren müssen. So wurde z. B. die „Hamburger Volkszeitung“ verboten, weil sie von einem „kommenden Kohlrübenwinter“ schrieb. Das genügte einem sozialdemokratischen Senator, um das Blatt der Hamburger Arbeiterschaft, kaum daß das letzte Verbot abgelaufen war, erneut auf 14 Tage zu unterdrücken. Der wirkliche Grund ist allerdings ein anderer: die am 27. September stattfindenden Neuwahlen zum Hamburger Senat. Jeder der denken kann, weiß heute längst, daß es besonders die Sozialdemokratie ist, die aus parteipolitischen Gründen die kommunistische Presse zu unterdrücken versucht.

* * *

Drei Namen sind es, die unter den meisten Verbotsbegründungen geschrieben stehen: Grzesinski-Berlin, Schönfelder-Hamburg und Fleißner-Leipzig. Drei Sozialdemokraten. Das hindert aber den „Vorwärts“ nicht, in seiner Ausgabe vom 1. September einen Leitartikel „Ueber Pressefreiheit“ folgendermaßen zu beginnen:

„Die Sozialdemokratische Partei ist und bleibt grundsätzliche Anhängerin der Pressefreiheit.“

Das ist, wie wenn eine Dirne sich zu den Tugenden der Monogamie bekennt. Für den „Vorwärts“ erschöpft sich der Begriff der Pressefreiheit in der bloßen Existenz der Presse. Daß wir in einer Klassengesellschaft leben, daß die Presse vorwiegend das Besitzmonopol der herrschenden Klasse ist, und daß sich die ganze Wucht der Presseverfolgung gegen die aufsteigende Arbeiterklasse richtet – das sind für den „Vorwärts“ längst zerrissene Manuskripte.

In dem schon erwähnten Artikel des „Vorwärts“, der mit der „grundsätzlichen“ Anerkennung der Pressefreiheit beginnt, wird auch gleichzeitig die Theorie für die Unterdrückung der kommunistischen Presse geliefert. „Es ist durchaus anzuerkennen“, so schreibt der „Vorwärts“, „daß in Zeiten dicken den Bürgerkriegs besondere Maßnahmen notwendig werden können“. Warum die Zustände in Deutschland bürgerkriegsähnlichen Charakter erhalten haben, das ist wiederum für den „Vorwärts“ ohne besonderes Interesse. Er stellt sich von vornherein auf die Seite derjenigen, die sowohl ökonomisch als auch politisch diesen Bürgerkrieg eingeleitet haben und erklärt: „Im Krieg und vor allem auch im Bürgerkrieg wird alles zur Waffe, und die Presse ist eine der schärfsten. Bei einer solchen Machtprobe wird jeder versuchen, dem anderen die Waffen zu entreißen, über die verfügt: er wird dem Gegner nicht gestatten, mit den Mitteln der Presse seine Kampfziele zu verfolgen; er wird ihm vielmehr nach Möglichkeit auch diese Waffe entwenden.“

Wer ist aber dieser „er“? Niemand anders als die herrschende Klasse, die immer mehr zu faschistischen Methoden übergeht. Man kann dem „Vor-[3:]wärts“ für dieses zynische Bekenntnis zur anti-proletarischen und faschistischen Bürgerkriegsfront nur dankbar sein,

* * *

Eine wirkliche Pressefreiheit hat es in Deutschland bisher noch nie gegeben und wird es auch erst in einem Sowjetdeutschland geben. Die Tatsache, daß die Kommunistische Partei und die revolutionären Organisationen überhaupt noch Zeitungen und Literatur drucken können, hat an sich mit der Pressefreiheit nichts zu tun. Aber die relative, die sehr relative „Pressefreiheit“, die sich die revolutionäre Arbeiterschaft durch ihre Existenz und ihren Kampf von der bürgerlichen Klassengesellschaft ertrotzt hat, werden wir mit Klauen und Zähnen verteidigen.

Kein Zweifel darüber, daß die herrschende Klasse die Kommunistische Partei, ihre Presse und überhaupt jedes gedruckte kommunistische Wort unterdrücken würde, wenn sie dabei nicht Gefahr laufen müßte, ihre eigene Existenz aufs Spiel zu setzen. Das und nicht, wie der „Vorwärts“ zu verstehen geben will, die „Großmut“ unserer Feinde ist es, daß heute noch nicht alles ausgetilgt wird, wie es sich die Partei- und Gewerkschaftsbonzen der SPD schon lange wünschen.

Der Kommunismus wächst im Lande, Alle diese Verbote, die nur aus der Furcht der Feinde entspringen, sind letzten Endes für die kommunistische Idee wirksam, denn die Volksmassen haben einen guten Instinkt dafür, warum die KPD verfolgt wird.

Niemand anderes als Genosse Lenin hat am klarsten das Wesen der sogenannten Pressefreiheit charakterisiert. In den von ihm verfaßten Thesen des ersten Weltkongresses der Kommunistischen Internationale (1919) über Demokratie und Diktatur heißt es:

„Die Kapitalisten verstanden stets unter ‚Freiheit‘ die Freiheit des Profits für die Reichen und die Freiheit der Arbeiter zu verhungern. Die Kapitalisten bezeichnen als ‚Pressefreiheit‘ die Freiheit der Bestechung der Presse durch die Reichen, die Freiheit der Ausnutzung des Reichtums zur Fabrikation und Verfälschung der sogenannten öffentlichen Meinung.

Die Verteidiger der „reinen Demokratie“ zeigen sich wiederum in Wirklichkeit als die Verteidiger des schmutzigen und verkäuflichen Systems der Herrschaft der Reichen über die Aufklärungsmittel der Massen, als Betrüger des Volkes, die es mit schön klingenden, aber durch und durch verlogenen Phrasen ablenken von der konkreten historischen Aufgabe der Befreiung der Presse vom Kapital.

Eine wirkliche Freiheit und Gleichheit wird die Gesellschaftsordnung bringen, die die Kommunisten errichten, in der es keine Möglichkeit geben wird, sich auf Kosten anderer zu bereichern, keine objektive Möglichkeit, direkt oder indirekt die Presse der Macht des Geldes zu unterwerfen.“

Der Kapitalismus braucht keine intellektuellen Kräfte, er kann sie nicht aufsaugen, er kann ihren Reichtum nicht ausnützen, Doch außerdem fürchtet der Kapitalismus den Verstand, weil er mit Unruhe zu fühlen beginnt, daß seine Existenz historisch überflüssig und unvernünftig geworden ist.

Maxim Gorki.

*

[4:]

IN EINER WESTDEUTSCHEN INDUSTRIESTADT

RUDOLF BRAUNE

Zuerst standen nur kleine Gruppen auf der Straße und diskutierten über den Mord an dem Genossen. Frauen, viele Arbeitslose, auch Kinder. Dann, nach sechs Uhr, kamen die Betriebsarbeiter. Sie brachten eine neue Meldung mit: Ein Arbeiter sei, wenige Minuten nur von dieser Straße entfernt, überfallen worden. Zwanzig Mann in Stahlhelmuniform hätten ihn vom Rad gerissen und verprügelt.

„Zum Stahlhelmheim!“ sagten die Männer.

„Zum Stahlhelmheim!“ sagten die Frauen.

Und sie liefen los, ganz still, schweigend, verbissen, ohne Lieder, aber so schnell, daß selbst die Beamten jener Polizeiwache, an der dieser Zug vorüberkam, nichts merkten. Und je mehr sich die Arbeiter dem Stahlhelmheim näherten, umso dichter rückten sie zusammen, bis endlich alles in Viererreihen ging, exakt, militärisch geordnet, und ein alter Arbeiter namens Urban führte den Zug.

Das Stahlhelmheim, ein villenartiges, zweistöckiges Stuckgebäude, mit schwarzweißroten Fahnen auf dem Dach, erwartete still, dunkel und mit verhängten Fenstern die Arbeiter. Niemand zeigte sich, alles blieb in dem Hause still.

„Halt!“ kommandierte der Arbeiter Urban; der Zug nahm Aufstellung, immer noch in Viererreihen und niemand rührte sich.

„Werden sie herauskommen?“ sagte einer.

„Die kommen nicht!“ ein anderer.

Da trat eine Frau aus der Reihe, sie hatte ein ganz ruhiges, freundliches Gesicht und in der rechten Hand hielt sie einen Stein. Auf der ganzen Straße lagen keine Steine.

Alle sahen dem Stein nach, der im hohen Bogen durch die Luft sauste und mit leisem, hellen Knistern durch eine Scheibe flog.

Gleich darauf kam ein zweiter in eine zweite Scheibe.

Erwartungsvoll starteten die Männer und Frauen auf das dunkle, verrammelte Portal.

„Werden sie jetzt kommen?“ fragten sie.

Und die Frau antwortete: „Die kommen noch nicht!“

Da nahm sie noch zwei Steine und wieder zersprangen zwei Scheiben, und die schwarzweißrote Fahne knatterte leise im Winde.

Stille abendliche Dämmerung. Kein Ruf. Kein Kommando.

„Sie kommen nicht“, sagten die Leute enttäuscht.

Aber da trillerte es und die Polizeiflitzer kamen. Die Arbeiter blieben ruhig stehen, geordnet in Vierreihen, diszipliniert.

Die Polizeibeamten sprangen von den Wagen und hakten die Gummiknöpfe los.

„Weitergehen! Weitergehen!“ hieß es.

Da kommandierte der Arbeiter Urban: „Angetreten!“

„Sie kommen nicht!“ sagte die Frau noch einmal und sah hinauf zu den wenigen heilgebliebenen Fenstern, die mit dicken Portieren verhängt waren.

Geschlossen marschierte der Zug wieder ab, in seine dunkle Mietskasernenstraße zurück.

Sie begannen zu singen.

*

[5:]

SHAWS BEKENNTNIS ZUR SOWJETUNION

GEORG LUKÁCS

Bernard Shaws Rußlandreise, seine enthusiastischen Äußerungen über die Verhältnisse der Sowjetunion bezeichnen zweifellos eine neue Etappe im Verhalten der westeuropäischen Intelligenz zum Aufbau des Sozialismus,

Es ist schon seit geraumer Zeit sichtbar, daß wir uns inmitten einer neuen Welle der Anziehungskraft der Sowjetunion befinden. Und es ist ebenfalls klar, daß diese neue Welle von der Begeisterung, die die russische Revolution in den ersten Jahren ausgelöst hat, grundlegend verschieden ist.

Damals schwärmten viele Intellektuelle in abstrakt-verschwommener Weise von einer „Erneuerung der Menschheit“; Futuristen, Pazifisten, anarchistische Revoluzzer und allerhand andere ideologisch unklare Mitläufer beteten aus der Ferne den kommenden Sozialismus an, um dann, als sie der realen Schwierigkeiten gewahr wurden, desto sicherer „enttäuscht zu werden. Sie betraten auch bald den ihnen vorbestimmten Weg zur Konterrevolution, zur Antisowjethetze; Panait Istrati war das vorläufig letzte, bezeichnendste Exemplar dieses Typus.

Heute hat sich die Lage sehr verändert. Nicht als ob es auch heute nicht Intellektuellenschichten geben würde, die bei einer akuten Zuspitzung der kapitalistischen Krise sich mit raschem Aufflammen der Revolution, dem Aufbau des Sozialismus zuwenden, um bei den ersten Schwierigkeiten, bei einer Verlangsamung des Entwicklungstempos, bei drohendem Faschismus sich wieder kopfüber in den alten Sumpf zurückzustürzen. Ader die innere und äußere Lage der Sowjetunion hat sich inzwischen grundlegend gewandelt.

Einerseits sind die Hoffnungen auf einen „konstruktiven“ Sozialismus in Westeuropa schmählich zusammengebrochen. Das kapitalistische System wird von der schwersten, bisher erlebten Krise heimgesucht, die so offenkundig sein Niedergehen ans Tageslicht bringt, daß über das „Hineinwachsen in

den Sozialismus“ nunmehr bloß die Sozialfaschisten zu faseln wagen (und sie meinen damit einen von ihnen unterstützten Faschismus). Gleichzeitig mit dieser Krise, gleichzeitig mit der Weltarbeitslosigkeit von 30-35 Millionen, liquidiert die Sowjetunion die Arbeitslosigkeit, baut den Sozialismus in Stadt und Land auf, vollendet den Fünfjahrplan in vier, ja in drei Jahren.

Andererseits ist der „demokratische Pazifismus“, die zentrale Hoffnung der linken Intellektuellen der Nachkriegszeit vollständig zusammengebrochen. Der Völkerbund enthüllt sich, selbst den blödesten Augen, immer mehr als Organ des neuen imperialistischen Krieges, des immer drohender herannahenden Krieges gegen die Sowjetunion. Und diese zeigt sich wiederum im Sturm der imperialistischen Provokationen immer deutlicher als der einzige Hort des Friedens, sodaß ehrliche und überzeugte Pazifisten wie z. B. Romain Rolland sich gezwungen sehen, ihre Position „über den Parteien“ allmählich zu verlassen und gegen die Kriegshetze, für die Sowjetunion aufzutreten.

Die positive Stellungnahme Bernard Shaws für die Sowjetunion ist nur aus dieser objektiven Sachlage verständlich. Und diese Grundlage – die Tatsache, daß die wirklichen Leistungen des Fünfjahrplanes, nicht aber Sympathien oder Hoffnungen, Perspektiven oder Stimmungen für sie ausschlaggebend waren – gibt solcher Stellungnahme einen größeren Wert, eine begründetere Aussicht auf Beständigkeit, als es der gefühlsmäßige Enthusiasmus früherer „Bekehrungen“ haben konnte. (Wenn neuerdings [6:] z. B. Upton Sinclair gegen Kautsky für die Sowjetunion auftritt, so sind die Gründe sehr ähnlich) Denn „Tatsachen sind harte Sachen“, wie Engels nach dem englischen Sprichwort zu zitieren liebte. Der unleugbare Vormarsch des sozialistischen Aufbaues, der die Arbeitermassen der ganzen Welt mit Begeisterung erfüllt, muß auch in den Köpfen der denkenden Intellektuellen sichtbare Spuren hinterlassen.

Und Bernard Shaw ist sein ganzes Leben hindurch ein selbständiger Denker gewesen, auch in seinen Irrtümern und Schrullen. Es wäre ungerecht, selbst seine bizarrsten Paradoxieen mit der Geckenhaftigkeit pseudo-linker Literaten zu vergleichen, die so „geistvoll“ und so „selbständig“ sind, daß sie in jeder beliebigen faschistischen Regierungsverfügung einen „Fortschritt entdecken.

Shaw ist immer ein leidenschaftlicher Kritiker des kapitalistischen Systems gewesen, auch wenn seine theoretische Fundierung (Ersatz der Marxschen Oekonomie durch die Grenznutzenlehre) stets eine morsche war, auch wenn – in erster Reihe demzufolge – seine Linie unsicher, seine Stellungnahme schwankend, seine Folgerungen oft grotesk und schrullenhaft sein mußten.

Selbst seine gelegentlichen Sympathieerklärungen für Mussolini haben ihr Fundament in seiner Kritik der Unfähigkeit des bürgerlich-demokratischen Staats- und Parlamentssystems, in seinem Verlangen nach einer „arbeitsfähigen“ Regierung, welche die Ueberwindung der kapitalistischen Anarchie und Ungerechtigkeit, also den Sozialismus – wie er ihn versteht – vorwärtsbringt.

Freilich ist dieser Sozialismus eine merkwürdige, unorganische Mischung von kleinbürgerlich-romantischem Antikapitalismus und einer ebenfalls kleinbürgerlichen Vergötterung der schrittweisen Entwicklung. Shaw geht, indem er Marx durch Stanley Jevons und die Grenznutzentheorie „überwindet“, in seiner Oekonomie von der Verteilung und nicht von der Produktion aus. Die Ungerechtigkeit der Verteilung in Ordnung zu bringen: das ist für Shaw das Problem des Sozialismus. Aus dieser Fragestellung folgt, daß er hier nicht ein Problem des Klassenkampfes, sondern der richtigen Einsicht in die Unvorteilhaftigkeit des kapitalistischen Systems für alle Mitglieder der Gesellschaft sieht. Es folgt ferner, daß für Shaw – wie für alle Evolutionisten – jede Verstaatlichung oder Kommunalisierung (Eisenbahn, Post usw.) schon ein Stück Sozialismus ist.

Was ihn hierbei von den Opportunisten der Labour Party und des Kontinents unterscheidet, ist zweierlei. Erstens ein echter, leidenschaftlicher Haß gegen die kapitalistische Anarchie, gegen die geistige und sittliche Verkommenheit der herrschenden Klasse, gegen die entwürdigenden, physischen und moralischen Wirkungen der Armut im Kapitalismus. Er ist niemals, wie die anderen Evolutionisten, aus Verehrung des „Hinüberwachsens in den Sozialismus“ zum Agenten des kapitalistischen Systems selbst geworden. Zweitens aber schlägt bei ihm seine Ungeduld des Verändern-wollens, da sie nicht mit dem Klassenkampf des Proletariats verknüpft ist, notwendig in einen romantischen Praktizismus

um: in eine romantische Vergötterung jener „großen Männer“, die die notwendige „Einsicht und „Tatkraft“ besitzen, um die Gesellschaft auf dem richtigen Wege weiterzubefördern, deren Vorstöße von der Dummheit, Denkfaulheit, sittlichen Minderwertigkeit der Durchschnittsmenschen (Kapitalisten, Mittelständler und – nach ihnen – auch Arbeiter) gehemmt werden.

[7:] Und diese – scheinbar – rein verstandesmäßige, in Wirklichkeit abstrakte, unhistorische und undialektische Auffassung der Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung macht Shaw einerseits zum Skeptiker allen Theorien, insbesondere dem Marxismus und den modernen Naturwissenschaften gegenüber (was von einer romantischen Ueberschätzung des Mittelalters, von einer pragmatistischen Duldsamkeit der Religion gegenüber ergänzt wird), andererseits bringt seine Verehrung des „einsichtsvollen Helden“, der die Entwicklung weiterrückt, Elemente der verschiedenartigsten, romantisch-reaktionären Weltanschauungen – Schopenhauer, Nietzsche usw. – in sein Weltbild hinein. Wenn man an seine Verherrlichung etwa des Kanonenkönigs Undershaft in „Major Barbara“, an seine physiologische Romantik in „Mensch und Uebermensch“ und „Methusalem“ denkt, sieht man klar, wohin diese Verworrenheit führen muß. So wie z. B. der romantische Syndikalist Sorel, ist Shaw in seiner Weltanschauung nicht frei von Tendenzen, die in die Richtung des Faschismus führen können. Das Lob Mussolinis ist keine zufällige Entgleisung gewesen.

Bei alledem muß man jedoch immer wieder unterstreichen, daß der Antikapitalismus trotz alledem das Fundament von Shaws Weltanschauung bildet. Schon in seinem großen Buch über den Sozialismus „Wegweiser für die intelligente Frau zum Sozialismus und Kapitalismus“ (1927) nimmt er von Zeit zu Zeit eine ziemlich sympathisierende Stellung zur Sowjetunion ein. Der Grundzug ist allerdings ein ablehnender. Marx wäre, schrieb er, „schaudernd zurückgewichen“ vor dem, was in Rußland in 1917-1921 geschah. Und in der Nep sah er dementsprechend eine Rückkehr zum Kapitalismus.

Jetzt hat aber Shaw das Sowjetsystem arbeiten sehen: er ist begeistert von seiner Tüchtigkeit und Tatkraft. Als alter Kritiker der Demokratie begreift er, daß die proletarische Diktatur eine ganz andere Verantwortlichkeit der Mitarbeiter hervorbringt als die Demokratie; daß die Einstellung der Arbeiter zur Anspannung ihrer Kräfte, zu Opfern in bezug auf Augenblicksinteressen eine ganz andere ist als im Kapitalismus; daß „Zwangsarbeit“, „G. P. U.-Terror“ dumme und nichtswürdige Lügen sind, usw.

Aus solchen Erwägungen heraus revidiert Shaw sein Urteil von 1927 dahin, das „Sowjetsystem ist das, zu dem wir kommen müssen, wenn wir den Sozialismus wollen“.

Diese tiefgehende Revision der Schlußfolgerungen von früher darf aber nicht die Tatsache verhüllen, daß Shaw seinen theoretischen Ausgangspunkt nicht revidiert hat. Da er im Marxismus eine überwundene wissenschaftliche Theorie erblickte, waren in seinen Augen die konsequenten Marxisten: religiöse Fanatiker. Die III. Internationale erschien ihm als eine Kirche, ebenso unduldsam und schädlich wie die katholische Kirche des Mittelalters, die deshalb von den westlichen Sozialisten (also von der Labour Party) „protestantisch“ abgewehrt werden muß. Das hindert selbstredend nicht, daß nach Shaw etwa Lenin ebenso richtig und klug auf Basis dieser Religion handeln könne, wie seine heilige Johanna auf die „Stimmen“ der heiligen Katharina hörend, eine vernünftige, energische und fortschrittliche Politik führen konnte. Und es muß beachtet werden, daß Shaw in dieser Hinsicht seine Anschauungen nicht verändert hat. Gegen Lady Astor, die in echt englischer Borniertheit meinte, Stalin und die anderen Führer könnten ohne Religion [8:] nicht auskommen und müßten zur Religion zurückkehren, führt Shaw in einem Interview aus: „Sie brauchen nicht zur Religion zurückzukehren, denn sie sind erfüllt von Religion ... Die III. Internationale ist eine Kirche und gestattet selbstverständlich den Kindern keine andere religiöse Unterweisung.“

Die Differenz in den Anschauungen, die hier zutage treten, ist selbstredend nicht bloß die Verschiedenheit in der Einschätzung der Religion, sondern auch der grundlegende Gegensatz zwischen dialektischem Materialismus und skeptisch-mystischen Agnostizismus. Und er bezieht sich auf sämtliche entscheidende Fragen der Revolution und des sozialistischen Aufbaus. Darum kann es uns nicht überraschen, daß Shaw seinen alten Fabianismus für das wirkliche Fundament der russischen Verfassung erklärt. Man sieht ihn – den Fabianismus – sagt Shaw, nicht an der

Oberfläche, aber er ist doch da, „in der Unvermeidlichkeit der schrittweisen Entwicklung. D. h. der Uebergang vom Kapitalismus zum Sozialismus wurde vollzogen, ohne den alten Apparat vollständig zu zerstören, bevor der neue fertig geworden ist“. (!) Shaw hält damit seine alte Auffassung vom kapitalistischen Charakter der Nep aufrecht und bejaht die Entwicklung des sozialistischen Aufbaues in der Sowjetunion auf Grundlage des völligen Verkennens des Weges, der hierher geführt hat.

„Tatsachen sind harte Sachen“, und ein ehrlicher antikapitalistischer Denker, wie Shaw, ist bereit, sie anzuerkennen, wenn sie da sind. Nachträglich. Post festum. Aber eine solche Anerkennung, die ein Mißverstehen des Weges, der Methode, ja ihre Ablehnung mitenthält, bietet keinerlei Garantie gegen eine neuerliche Abwendung, eine neuerliche Ablehnung bei der nächsten Biegung des Weges, an der neue Schwierigkeiten auftauchen.

Shaw ist somit heute der Repräsentant einer immer breiter werdenden Schicht der linken Intelligenz geworden, die – nachträglich – von den Ergebnissen des sozialistischen Aufbaues aufs tiefste beeindruckt wurde, die sich hinreichend von den ideologischen Bindungen des Kapitalismus befreit hat, um solche Tatsachen als Tatsachen zu akzeptieren, die aber daraus bis jetzt nur taktische, jedoch keine marxistische weltanschauliche Folgerungen zu ziehen vermochte.

Auch dies ist nicht wenig, und bei dem 75jährigen Shaw, der sich kaum mehr verändern wird, können wir uns mit diesem Resultat zufrieden geben.

Aber die klare Erkenntnis sowohl der positiven Bedeutung solcher „Bekehrungen“, wie ihrer Grenzen, muß unsere Propaganda in der Schicht, die in dieser Entwicklungsphase Shaw repräsentiert, verstärken, um ihre Ablösung von der Ideologie des Kapitalismus, so weit wie dies jeweils gesellschaftlich möglich ist, weiterzutreiben.

Die Sowjetführer übertreffen die Staatsmänner des Kapitalismus nicht nur dadurch, daß sie auf der moralisch höheren Stufe des Kommunismus stehen; intellektuell stehen sie gleichfalls höher. Wenn ihr System eine Feuerprobe ist, so drängt uns unser System in den Abgrund.
Bernard Shaw.

*

[9:]

DER SDS FÜR FASCHISMUS UND DIE FOLGEN

Die „Linkskurve“ berichtete in ihrer Juli-Nummer über den Sturm im Schutzverband Deutscher Schriftsteller. In den Sommermonaten ging das Gewitter weiter, trotzdem der Hauptvorstand, sicherlich mit Anlehnung an Robert Breuers Noske-Erinnerungen, die Losung gab: „Wer weitergeht, wird ausgeschlossen.“

In die Enge getrieben durch die Wahl am 11. Mai, bei der die Vereinigte Opposition die Ortsgruppe Berlin eroberte, warfen die Breuer-Leute die „demokratische“ Maske weg und versuchten das Zentrum der Bewegung, die Ortsgruppe Berlin, durch Anfechtung des Wahlergebnisses zu zerschlagen. Nachdem er wähnte, die Kontrolle der Opposition nicht mehr befürchten zu müssen, trat der Hauptvorstand mit einem „Protest“ gegen die Notverordnung vor die Öffentlichkeit. Dieser famose Protest beginnt mit dem famosen Satz:

„Der SDS verkennt nicht, daß in einer Notzeit jede Regierung die Möglichkeit haben muß, falschen und den Bestand des Volkes gefährdenden Nachrichten selbst mit dem Mittel des Publikationszwanges entgegenzutreten.“

Diese schändliche, diesmal offene Unterstützung des Brüning-Severing-Faschismus (nachdem der SDS schon vorher, wenn auch in versteckterer Form, die Filmzensur ebenfalls anerkannt hatte), rief in der Mitgliedschaft die höchste Empörung wach. Eine öffentliche Versammlung der Opposition sollte dieser Empörung Ausdruck geben. Es wurde aber gesorgt dafür, daß dies nicht geschehe.

Aus dem „Protest“ des Hauptvorstandes war der Zusammenhang zwischen Regierung und Hauptvorstand klar zu ersehen. Es kam aber auch zur Aufdeckung weiterer, noch kitzlicherer Zusammenhänge. Als die Opposition am 29. Juni ihre Versammlung in den Kammersälen abhalten wollte, fand sie das Lokal – von der Polizei besetzt. Auch die hundertprozentig Bürgerlichen sahen erstaunt, daß der Polizeiknüppel von nun an nicht nur gegen die bösen Kommunisten (die es doch immer verdienen), sondern auch gegen jeden Opponenten der Faschisierung Deutschlands tatkräftig geschwungen wird. Die Kundgebung der Opposition war verboten. Die Polizeioffiziere beriefen sich auf einen Telefonanruf des Hauptvorstandes beim Präsidium ...

Die Opposition versammelte sich in einem anderen Lokal und, um die Kampfbasis gegen die Presse-notverordnung und Polizeiherrschaft im SDS zu erweitern, gründete sie das „Kampfkomitee für die Freiheit des Schrifttums“, das seine Arbeit zur Aufrüttelung der öffentlichen Meinung noch am selben Abend begann.

Die stürmischen Ereignisse führten aber auch zu einer Klärung innerhalb der Opposition selbst, die bis dahin ziemlich buntscheckig und daher ohne eigentliche Stoßkraft war. Jakob Schaffner, den die Opposition, auf Grund seines angeblichen Willens zu einer tatsächlichen kämpferischen Gewerkschaftstätigkeit, zum berliner Vorsitzenden wählte, ließ seine Wähler bei dem ersten entschlossenen Schritt im Stich, schlug sich auf die Seite der Breuer-Schendell-Gruppe, indem er, nach dem „Protest“ des Hauptvorstandes erklärte, der Protest sei befriedigend, jede weitere Maßnahme überflüssig. Als Antwort darauf bekam er das Mißtrauensvotum seiner Wähler, so daß er von da ab nur von sich selbst und von den Breuer-Leuten als Vorsitzender Berlins betrachtet wurde. In der folgenden Generalversammlung Berlins soll er, falls er nicht demissioniert, abgesetzt werden.

[10:] Im Verlauf der Bewegung ergab sich die Notwendigkeit einer strafferen Organisation der Opposition und ihrer Arbeit im Schutzverband, und zwar nicht auf Grund der bisherigen, sehr schwankenden Personalpolitik, sondern auf fester, prinzipieller, tatsächlich radikaler Grundlage. Die Opposition schuf ihr wirtschaftliches und kulturpolitisches Programm und begann die Rebellierenden um dieses Programm zu gruppieren. Das Programm und der Arbeitsplan auf prinzipieller Basis wurde von allen radikalen Elementen, auch von bürgerlicher Seite, mit Freude aufgenommen. Es hängt jetzt nur von den revolutionären Schriftstellern ab, wie weit die bisherigen Scharmützel gegen die Vereinsdiktatur von Zwergmussolinis in einen tatsächlichen Kampf gegen die wirtschaftliche Ausbeutung der Schriftsteller, gegen die Fesselung des Geistes in Deutschland, und gegen den fortschreitenden Kulturfaschismus, der in erster Reihe die Schriftsteller zertrampelt, umgewandelt werden.

*

DEUTSCHER BILDERBOGEN

TRUDE SAND / WALTER SCHÖN / L. ANTON / THOMAS RING / DR. MED. N. / FRITZ ER-PENBECK

KINDER

Der wirtschaftliche Zusammenbruch Deutschlands stößt die Kinder der werktätigen Bevölkerung in eine Verelendung, die nicht mehr zu überbieten ist, Zahlen, Kinderberichte, Vergleiche mit Sowjetrußland sollen sprechen:

In Berlin allein gibt es über 30.000 Fälle, wo mehr als 6 Personen in einem Raum leben. 50.000 Kinder müssen in Kellerwohnungen aufwachsen. In Dortmund werden Kuhställe als Arbeiterwohnungen vermietet. Obdachlose Familien haben sich in Höhlen zurückgezogen. 40 Prozent der Geschlechtskranken und 35 Prozent der Tuberkulosekranken in Berlin teilen ihr Bett mit Minderjährigen. Mehr als 50 Prozent der Arbeiterkinder besitzen kein eigenes Bett.

Schulberichte melden:

aus Gumbinnen: 679 Kinder konnten nicht zur Schule gehen, weil sie keine Schuhe besaßen, 618 aus Mangel an Kleidung;

aus Weisstein: 50 Kinder kennen keine Bettwäsche, 190 keinen Mantel;

aus Waldenburg: 200 Kinder kennen keinen Mantel, 3 kein Hemd, 5 keine Schuhe, 292 haben nur ein Paar Schuhe;

aus Manschau: 60 Prozent der Kinder sind schmutzig und verlaust;

aus Landshut: 40 bis 70 Prozent der Kinder sind körperlich zurückgeblieben, 200 bekommen zu Hause kein Frühstück, 119 kein warmes Mittagessen;

aus Liegnitz: die schulärztlichen Untersuchungen wurden wegen zerlumpfter Hemden abgelehnt;

aus Königsberg: Schulkinder konnten die ärztlichen Untersuchungen nicht besuchen, weil sie nichts anzuziehen hatten. Einige kamen in geborgten Kleidern;

aus Breslau: 62 Prozent der Volksschüler sind unterernährt. Etwa zehn Prozent der Kinder müssen bei Schulbeginn wegen Schwäche zurückgestellt werden. Bis zu 30 Prozent werden bei Schulschluß als berufsunfähig entlassen.

Im Jahre 1925 waren 400.000 Kinder unter 14 Jahren in der Landwirtschaft beruflich tätig. In berliner Volksschulen arbeiten (laut gänzlich un-[11:]genügender Statistik) 7895 Kinder, davon 394 vor Schulanfang, 633 mehr als 4 Stunden täglich, 119 mehr als 6 Stunden täglich, 1153 Kinder mußten auch Sonntags arbeiten, 2085 im größten Hetztempo Zeitungen austragen. In der Heimindustrie arbeiten schon Kinder im vorschulpflichtigen Alter. Sachsen zählte unter 51.000 Kindern 9400 berufstätige.

Unfälle treffen fast ausschließlich Arbeiterkinder. 1930 verunglückten insgesamt 4799 Kinder unter 15 Jahren. 1250 wurden überfahren. Aber die Ausgaben für Sportplätze, Heime, Kindergärten und Fahrtverbilligungen werden abgebaut!

Die Schulen sind in einem Zustand, der keinen Vergleich zuläßt. „... unsere Schule heißt die Mäuseschule. Die Mäuse plätschern im Spucknapf ...“ „... Klassenzimmer ist das schmutzigste von der ganzen Schule. An den Bänken stehen die Nägel heraus, daß man sich die Röcke zerreißt. Auf den Toiletten ist kein Papier. Sieben Toiletten für 500 Kinder...“ „... in unserer Schule ist seit 35 Jahren nichts erneuert worden. Wenn man sich kloppt und man fällt an die Wand, hat man die ganze Mauer am Anzug kleben ...“ „Bei uns haben sie für die Toiletten eine Wärmesonne angeschafft. Die Sonne ist da, aber sie darf nicht angesteckt werden ...“

Bei einer Rundfrage unter Arbeiterkindern, was sie in der letzten Zeit am meisten gefreut hätte, antwortete eines: „Mein Vater hat mir Apfelsinen mitgebracht“. Und Obst ist für die gesundheitliche Entwicklung der Kinder so notwendig!

Während schon vor einigen Jahren ausgerechnet wurde, daß für die allerdringendsten schulbaulichen Verbesserungen in Preußen 380 Millionen Mark erforderlich wären, sollen jetzt in Berlin allein 7,5 Millionen Mark am Schuletat eingespart werden. Es werden 10.000 Volksschullehrer abgebaut, und abgebaut die Ausgaben für Lernmittel, für Schulspeisungen, für Wanderungen, für Schulfürsorge und Schularztpflege.

Und in Sowjetrußland ist die Zahl der Lehrer binnen eines einzigen Jahres um 80 Prozent gestiegen. Für Erweiterungs- und Neubauten, Vermehrung der Lehrmittel und Schulkinderpflege werden 4 Milliarden Rubel ausgeworfen. 1928 waren 485.000 Kinder in Krippen und Horten erfaßt, 1930 800.000 und 1931 werden es schon 3 Millionen sein ...

Im kapitalistischen Deutschland sinkt der Lebensstandard der neuen Generation von Woche zu Woche. Für Sowjetrußland sprechen die Zahlen.

Und das Wort „Kulturbolschewismus“ war ursprünglich als Schimpfwort gedacht!

*

WOHLFAHRTSAMT

Im Wohlfahrtsamt ist ein unaufhörliches müdes Kommen und Gehen. Im Hausflur steht dick und wichtig der Portier in der Uniform der berliner Bezirksämter. Die Luft in den Räumen ist überall stickig und verbraucht. Schwer, oft albern sitzen die Angestellten hinter ihren Tischen. Lange Reihen

dunkler Wohlfahrtsempfänger stehen, sitzen und warten. Eine ekelhafte, schlummrige Atmosphäre steht schwer in allen Räumen. Ein Mann in einer grünen abgeschabten Manchesterjacke gibt seinem Nachbar die Zeitung. „Haste jelesen, Justav? Jestern haben se wieda ne Filjale von Goldacker ausjeräumt.“ – „Na ja, wat solln se denn machen, Mensch? Mir haben se det letztmal ooch wieder zwee Mark abgezogen, Jetzt hab ick noch siehmarkuffzich.“ – „Wenn ick bloß wüßte, wo ick da mitmachen könnte, ick würde mir ooch wat rausholn.“ – „Wat heeßt „wüßte“? Kappst Dir hier een paa Leute un ab. Wenn se Dir kriegen, haste im Winter Deine Bleibe. Vier Monate kost det jetzt ...“

Traurig und gleichgültig sitzt ein blasser Bursche am Fenster. Der Hunger sticht ihm aus den Augen. Seine Kleider hängen lose um den Körper und die Ärmel sind viel zu lang. Seine Nase ist spitz und die Stirn flach und [12:] grau, Dürr und nervös hat er die Hände in den Schoß gelegt. Entzündete Augen. Immer wenn jemand vorbei geht, zuckt er zusammen. Er holt ein Paket aus der Tasche und wickelt große Stücke Brot und einige Scheiben Wurst aus dem Zeitungspapier. „Dir scheints ja noch ganz gut gehen!“ – „Da, für zwee Stunden Perserteppiche kloppen. Een achte Wurst in Zeitungspapier. Un denn tun se noch so, als ob se een wat schenken.“

Einige Leute schlafen; nicken mit den Köpfen und wachen dann jäh auf. „Mach mal Platz, hier is doch keen Asyl“, weckt ein besserer Wohlfahrtsempfänger einen Schlafenden auf. Der trägt eine Brille. Er glotzt verständnislos, steht auf und tappt los wie ein gefangener Bär. Jemand lachte ganz laut. Niemand dreht sich nach ihm um. Dann ruft er laut: „Is allet Scheiße, sag ick Euch. Wir verhungern alle. Alle, ohne Ausnahme. Oder wir müssen allet kaputtschlagen ...“! Eine Tür wird aufgestoßen und zwei kräftige Männer beginnen zu schimpfen: „Ruhe hier! Das ist Hausfriedensbruch. Wenn Sie nicht still sind, werden Sie hinausbefördert.“ – „Ja, det könnt Ihr ja, Ihr seid ja noch satt.“ Demütig lassen die Leute den Kopf sinken. Ueberall werden sie gedemütigt. Immer wieder enttäuscht und gedemütigt. Immer wieder ... Sie werden herumgejagt mit nutzlosen Formularen, von einem Amt zum anderen, von Behörde zu Behörde. Manchmal nur wegen eines Stempels. Nur wenige murren. Sie fressen alles in sich hinein. Und das alles schwillt an zu einer mächtigen Portion Haß und Wut.

Eine alte Frau sitzt in einer Ecke und starrt mit stillen Augen zur Tür. Ihr spärliches Haar ist mit einem Faden Wolle zu einem Knoten zusammengebunden. In ihrem Gesicht stehen schwere Falten. Sie hat Papiere in den Händen. Vor ihr geht die Tür auf, Ein Mann im schwarzen Lüsterjackett mit weißem Schillerkragen ruft: „Frau Lehnitz, bittäl“ Sie steht schwer auf und humpelt dem Mann ins Zimmer nach. „Also, Ihr Antrag. Sie sind alt, Frau Lehnitz, Aber Sie können zu uns Vertrauen haben. Wir wollen Ihnen natürlich keine großen Hoffnungen machen, aber wir werden Sie betreuen ...“ Die Frau sieht ihn stumpf an. Einen kurzen Moment schmilzt etwas in ihr. Doch dann brennt wieder ein heißer Klumpen in ihrer Kehle. Der Mann spricht freundlich weiter ... „Haben Sie irgendwie Privatbesitz?“ – „Was ich? Ich? Herr!“ – „Na, na. Nur keine Aufregung. Sie hatten doch in der Prinzenstraße ein Milchgeschäft ...?“ – „Ja, früher“, sagt die Frau gedehnt.

Draußen auf dem Flur wird ein Mann plötzlich blaß und lehnt sich an die Wand. Dann erbricht er grünlichen Schleim. Aus dem Zimmer bringt jemand ein Glas Wasser. Er will nicht trinken. Hastig und heiser keucht er: „Jeht doch weg mit Euer Dreckwasser! Weiter habt Ihr nischt; Wasser und blaue Bohnen!“

Die beiden Männer von vorhin kommen und schaffen ihn wie einen Sack Lumpen auf die Straße.

*

ANGESTELLTE

Ein Angestellten-Roman. Ein Angestellten-Film. Ein Angestellten-Funkgespräch. Man beschäftigt sich also mit den Angestellten. Das ist in größerem Maße nicht geschehen seit den Zeiten des biedereren Gustav Freytag, der „das Volk da aufsuchte, wo es am tüchtigsten war“; damals hießen die Angestellten noch Handlungsgehilfen, und der Mantel des patriarchalischen Dienstverhältnisses, der über die Ausbeutung gebreitet wurde, ist weder ihnen verdächtig noch dem Unternehmer hinderlich gewesen. Inzwischen ist nicht nur dieser Mantel zerschissen, sondern auch der neue, in den sie sich gehüllt haben: der Mantel des Standesbewußtseins.

Man beschäftigt sich wieder mit den Angestellten und ihren Lebensbedingungen. Das ist nötig, denn die Viermillionenschicht hat, gehetzt von Gehaltsabbau, Rationalisierung, Erwerbslosigkeit und Verelendung ihre Illusionen zu einem großen Teil verloren. Es bedarf besonderer Auf-[13:]wendungen, um ihnen die Reste ihrer Mittelstands-Ideologie zu erhalten. Wenn diese vier Millionen auch in Bewußtsein und Tat auf Seiten des Proletariats stehen, dem sie ökonomisch längst angehören, dann hat die Bourgeoisie ein wichtiges Vorpostengefecht verloren.

Es genügt nicht mehr, die Angestellten durch Werksportvereine auch in ihrer Freizeit zu beaufsichtigen und zu beeinflussen. Auch der Umgang mit den Söhnen und Töchtern der Großbourgeoisie, die in wachsendem Umfange in den Büros wichtige Stellungen besetzen und so den früheren völligen Müßiggang mit dem halben Müßiggang des Aufpassers vertauschen, überzeugt nur noch einen Teil der „gewöhnlichen“ Angestellten, daß sie etwas besseres und Anwärter auf eine Karriere seien.

Es muß ihnen also durch Buch, Zeitung, Radio, Film begreiflich gemacht werden, daß sie eine Zwischenschicht sind und bleiben werden, die mit dem Proletariat gar nichts, mit dem Bürgertum aber (bei gutem Betragen und Tüchtigkeit) sehr viel gemeinsam hat. Klassenbewußtsein und Klassenkampf versperren ihnen nur den Weg. Den Weg, den z. B. die Privatsekretärin gegangen ist, die ihren Chef heiratete; oder der Ingenieur, der durch eine Erfindung Millionär wurde; oder der Buchhalter, den Sonne im Herzen über die Zeit der Erwerbslosigkeit hinweg zu den Höhen einer besseren Konjunktur trug.

Daß in Wirklichkeit die Privatsekretärin einem Winkelabtreiber, der Ingenieur dem Arbeitsnachweis (wo nach amtlicher Statistik im Anfang dieses Jahres auf eine offene Stelle 101,9 qualifizierte Bewerber entfielen), und der Buchhalter schließlich als krisenunterstützungsausgesteuert der Wohlfahrt (8,75 Mk. wöchentlich) überwiesen wird, das sind peinliche und tendenziös geschilderte Einzelfälle, die doch Fräulein Schulz und Herr Krause hoffentlich nicht verallgemeinern wollen?

Nichts bereitet dem Personalchef, dem Firmeninhaber, der revolutionäre Elemente unter der Belegschaft gewöhnlich sehr großzügig bespitzeln läßt, mehr Unbehagen, als eine Annäherung „seiner Angestellten an die Arbeiterschaft, als etwa eine Betriebszeitung oder ein Lohnkampf oder sonst eine Aktion, die von der Einheitsfront zwischen Angestellten und Arbeitern zeugt. Ein verständliches Unbehagen, denn allein in Berlin hat sich seit Mai die Zahl der RGO-Mitglieder unter den Angestellten verdoppelt.

* * *

Der Justizangestellte P. ist seit sechs Jahren bei einem berliner Landgericht beschäftigt. Er ist kein Beamter, er wird nicht pensioniert werden, seiner Anstellung liegt ein Privatdienstvertrag zugrunde, Er ist in den Angestelltenrat des Landgerichts gewählt worden und führt dort den Vorsitz. Dieser Angestelltenrat ist kein Geheimbund, keine revolutionäre Organisation, sondern basiert auf den Bestimmungen des Betriebsrätegesetzes, das in seinem Wortlaut und seiner Handhabung gut sozialdemokratisch-reformistisch ist. Der Angestellte P. ist das nicht. Er ist Mitglied der RGO, der Revolutionären Gewerkschaftsopposition, und verfißt unbestechlich die Forderungen seiner Kollegen. Das erweckt bei der Justizverwaltung keine Sympathie.

Man versucht, P. hinauszudrängen. Es gelingt nicht beim ersten Versuch. Schließlich findet man in der „Einheit“, der Betriebszeitung der Justizangestellten und -arbeiter einen Artikel über die Notverordnungen. Da P. seine Angestelltenrats-Funktion nicht als Hilfsstellung für Herrn Dr. Brüning und dessen Auftraggeber auffaßt und weder Sozialdemokrat noch Nationalsozialist ist, kann er nicht „über die Notverordnung“ schreiben, sondern muß gegen sie Stellung nehmen, Denn diese Notverordnungen haben die letzte Rechte des werktätigen Volkes beseitigt und gleichzeitig seine Lebenshaltung (die Lebenshaltung der Justizangestellten und -arbeiter nicht ausgenommen!) noch stärker als bisher heruntergedrückt. Dieser Artikel gibt der Justizverwaltung den erwünschten Anlaß, P. fristlos zu entlassen.

[14:] Klage auf Wiedereinstellung vor dem Arbeitsgericht wird abgewiesen. Es besteht zwar eine Verfügung des Justizministers, daß politische Betätigung der Behördenangestellten keinen Entlassungsgrund bilden könne; diese Verfügung hat auch bereits Anwendung gefunden und einen nationalsozialistischen Angestellten vor der Entlassung bewahrt – aber hier handelt es sich um einen klassenbewußten Angestellten. Das genügt. Oder, wie der Vertreter der Justizverwaltung vor Gericht er-

klärte: „Wir können nicht warten, bis alle Justizangestellten der RGO angehören ... wir sind jetzt noch die Stärkeren, und wir werden dieses Recht (!) für uns in Anspruch nehmen ...“

* * *

R. ist Angestellter einer Großbank. Einer Großbank, die vor den Stürmen der letzten Wochen sich schließlich mit einiger Havarie in den Hafen der staatlichen Sanierung retten konnte. Bevor das geschah, reiste R. als Mitglied einer von deutschen Arbeitern und Angestellten gewählten Delegation für kurze Zeit nach der Sowjetunion. Er ging durch Fabriken, Büros, Klubs, Heime, Wohnungen und sah das neue Rußland. Nach seiner Rückkehr schrieb er einen Bericht. Ueber das Leben der 600.000 Angestellten Moskaus, unter denen es weder Erwerbslose noch Krisenunterstützungs-Ausgesteuerte gibt. Ueber die 4000 Angestellten der Staatsbank in Moskau, die sechseinhalb Stunden täglich in der Fünftagewoche arbeiten, über ihr Gehalt, über ihre kulturellen Möglichkeiten, über das Technikum der Staatsbank, über Kinderheime, Schwangerenhilfe, Wandzeitungen. Dieser Bericht erschien in der Monatsschrift der Angestellten, „Kampfstimme“, und war, da R. auf diesem Wege seinen Kollegen, die ihn delegiert hatten, Rechenschaft abzulegen wünschte, mit seinem Namen unter Angabe seiner Arbeitsstelle gezeichnet. R. wurde entlassen.

Das Arbeitsgericht bestätigte der Bank, daß sie berechtigt gewesen sei, sich dieses gefährlichen Angestellten unverzüglich zu entledigen. Wieso gefährlich? Er hat durch Angabe seines Namens und seiner Arbeitsstelle in Verbindung mit einem Bericht über wirtschaftliche und kulturelle Erfolge in der Sowjetunion das Vertrauensverhältnis zwischen jener Großbank und ihrer Kundschaft gestört.

*

STUDENTEN

„Wohin bist du verschwunden?“

Dahin: in Filme voller Schmelz, in denen Glycerintränen aus den Augen von Wirtins Töchterlein rinnen, mit Silbermond über dem Neckar, mit Paukböden, auf denen der Edelmut von schweren Säbeln tropft. Die materielle Grundlage dieser Burschenherrlichkeit wird schlicht durch das Wort Monatswechsel ausgedrückt, und wo dieser infolge der Youngzahlungen nicht vorhanden ist, erinnert sich Herr Miller in Chikago seiner Pflichten als ehemaliger Corpsbruder Müller und stiftet hunderttausend Dollar zur Beseitigung der heute immer mehr um sich greifenden Unsitte des Werkstudententums.

So wirft man es in allen deutschen Gauen auf die Leinwand und das Braukapital freut sich über die kostenlose Propaganda.

Protestieren die tausende heutiger Studenten, denen der Fraß in der Mensa für 55 Pfennige noch zu teuer ist?

Sie sitzen auf der Filmbörse, verkaufen selbstgemalte Postkarten, machen Treppenterrier mit Staubsaugern, Radioapparaten und Heizkissen, umlagern Ausländer zur Führung durch Berlin und Potsdam in der jeweiligen Muttersprache; besonders Glückliche werden gegen Fahrgeld und Abendessen als geistige Staffage an neuvernehme Häuser des Westens stundenweise vermietet oder wirken, mit oder ohne Sportabzeichen, als Eintänzer in Bars und Dielen – soweit sie über die Kapitalsanlage einer guten Garderobe verfügen. Die übrigen gehen als Aushilfsheizer, Teppichklopfer, Postaus Helfer und Ge-[15:]schirrwäscher, wenn ihnen nicht das Schild „Heute keine Stellenangebote“ in den Räumen der akademischen Erwerbsvermittlung entgegengrinst.

Kennzeichnend für die heutige Wirtschaftslage sind so groteske Fälle wie der zweier Akademiker, die mit erworbenen Dr. rer. pol. und Dr. ing. schließlich den mageren Kassen der Verwandtschaft einen Hundertmarkschein abknöpften, um einen abgetakelten Lastwagen zu kaufen. Mit Hilfe von Ersatzteilen und ihren Ingenieurkenntnissen wurde dieser Klapperkasten aufgearbeitet und die beiden machen jetzt „wilde“ Möbelfahren.

Im Zeitalter der Rationalisierung eine solche Verschwendung der für Jahre des Studiums aufgewandten Kräfte!

Aber der heutige kapitalistische Produktionsprozeß, der nicht mit den Krisen fertig werden und Millionen Arbeiter nicht einstellen kann, bewältigt nicht mehr das Angebot leitender Kräfte, wissenschaftlich gebildeter Arbeiter.

Was tun die staatlichen Organe? Sie sprechen von Ueberfüllung der Hochschulen und Herr Grimme tritt in einer besonderen Denkschrift den Beweis an, daß es in anderen Ländern auch nicht besser ist. Die Zahl der Studierenden in Deutschland ist nach dem Schlüssel 1914 = 100 heute = 170, und Grimme führt die Universitäten aller Erdteile an, um eine allgemeine Ueberfüllung festzustellen. Hätten die Feuerländer eine Universität, er würde diese in der Aufstellung sicher nicht vergessen haben. Nur die Sowjet-Union, so groß und so nah, ist einfach nicht vorhanden, Warum? Der Vergleich wäre für Herrn Grimme sehr peinlich, Gibt doch die USSR an Stipendien für Studierende jährlich 255 Millionen Rubel aus, und so würden sich die 3 Millionen für Preußen, die zusammenkommen, wenn man sämtliche Töpfe und Sonderfonds auskratzt, recht lächerlich ausnehmen!

Völlig verzweifeln müßte er aber gegenüber der Tatsache, daß dort die Betriebe noch während der Studienzeit Verträge abschließen, und daß die Studierenden restlos in den Produktionsprozeß übergehen. Es versteht sich, daß alle Anträge der KPD auf Erhöhung der Stipendien und Fürsorgegelder von sämtlichen Parteien einschließlich der Nazis abgelehnt wurden. „Die große Ueberfüllung würde gesteigert, wenn Stipendien planlos oder mit dem besonderen Zweck verteilt würden, Arbeiter im Studium zu unterstützen.“

Hier liegt der Hund begraben! Von den deutschen Studenten sind ganze 2,5 Prozent aus Arbeiterkreisen; in USSR 25,4 Prozent Arbeiter, 23,3 Prozent Bauern, 41,6 Prozent werktätige Intellektuelle und 9,7 Prozent aus früheren bürgerlichen Kreisen.

Aber haben wir nicht als besonderes Paradestück die „Akademie der Arbeit“ in Frankfurt a. M.? In allen sozialdemokratischen Festreden wird darauf hingewiesen, Doch der Etat müßte vorsichtig stimmen – 69.000 Mark. Und bei der Zehnjahrfeier kam es dann heraus: ganze 650 Studierende in einem Dezennium!

Haben nicht einmal Studenten zusammen mit Arbeitern ihr Blut für eine revolutionäre Sache hingegen? In den vormärzlichen Freiheitsbewegungen und 1848 war die Bourgeoisie die aufsteigende Klasse und die studentische Jugend ihr Bannerträger. Heute sind dieselben Farben und Verbindungen an Hüter feudaler Reitpeitschen und kirchlicher Altäre abgegeben, und die Front des Trustkapitals marschiert unter dem schützenden Regenschirm des Rektorats von der SPD bis zur NSDAP!

Hat nicht Herr Deissmann bei einer Diskussion in den heiligen Räumen der berliner Universität rühmend hervorgehoben, wie er sich freue, daß der Redner der SPD so national und der Redner der NSDAP so sozial gesprochen habe? Dieser selbe Rektor sah am 29. Juni mit einem Polizeihauptmann zu, wie 40 Nazis vier Mitglieder der roten Studentengruppe blutig schlugen.

Aber den in ihrer Hauptmasse aus kleinbürgerlichen Schichten stammenden Studenten wird durch die aktive Propaganda der letzten Ereignisse klar gemacht: jeder Schlag eines Nazis auf einen revolutionären Studenten be-[16:]deutet Sicherung des kapitalistischen Systems. Und wenn die Jünger des dritten Reiches von Hitler und Röhm glauben, daß ihr Randalieren etwas entscheidet, so irren sie sich: Was mit Deutschland geschieht, das wird in den Betrieben und auf der Straße entschieden!

*

AERZTE

Die deutschen Aerzte werden von dem Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft natürlich auf das schwerste getroffen. Für einen Kassenbon, der den Doktor verpflichtet, seinen Patienten einen ganzen Monat unier Umständen zweimal täglich zu behandeln, erhält ein berliner Kassenarzt ca. 2,80 Mk. ausgezahlt. Das armselige Lohnsystem hat eine entwürdigende Jagd nach Kassenscheinen ausgelöst, bei der die mit einem großen Assistentenapparat – also kapitalistisch – arbeitenden „Kassenlöwen“ sich auf Kosten von Kollegen und Kranken ein besseres Einkommen sichern.

Die Generalversammlung des Verbandes der Aerzte Deutschlands hat im Sommer 1930 beschlossen, von jedem seiner über 40.000 Mitglieder 100 Mark zu erheben. Es muß also eine gewaltige Millionen-

summe zusammengekommen sein, mit der man ein Volksbegehren gegen die unsozialen Notverordnungen hätte finanzieren können. Die Aerzteschaft erwartete auch nach dem furchtbaren ihr zugemuteten Opfer einen entschlossenen Kampf gegen die verheerenden Notverordnungen, die durch Sondersteuern auf Kassenscheine und Kassenrezepte die Kranken von der Heilbehandlung zurückschreckten. Die Kassenpraxis der berliner Aerzte ist seitdem um ein Drittel, zum Teil sogar um die Hälfte herabgesunken. Die Privatpraxis der meisten Kollegen hat so gut wie völlig aufgehört. Selbstmorde selbst berühmter „erstklassiger“ Mediziner (Professoren u. a.) häufen sich.

Aber vom systematischen Kampf gegen den Abbau unseres Gesundheitswesens und die Verelendung des Aerztestandes wurde nichts verlautbart. Ein paar weinerliche Aufsätze in der Aerztepresse, die mehr um Erbarmen als um Recht bettelten, waren alles. Man muß die Heulmeierei in den Standesorganen gelesen haben, um den „Kampf“ der Aerzteverbände richtig einzuschätzen. – Und wo sind die Millionen geblieben? Das wird nie ein gemeiner Sterblicher erfahren. Aber auch die Mitglieder der Aerzteorganisationen nicht. Ja, nicht einmal der Vorstand des Verbandes der Aerzte darf auch nur danach fragen. Vier Herren ist die Verteilung der Gelder zur Linderung der Aerztenot aufgetragen worden, Sie dürfen nie darüber Rechenschaft ablegen. Und keiner darf sie dazu auffordern. Nicht einmal die Vorstände der ärztlichen Spitzenorganisationen!

So ist mit der der Aerzteschaft abgenommenen Riesensumme nur private Wohltätigkeit ausgeübt worden. Linkstehende Aerzte wurden übersehen. Kein Pfennig jedenfalls ist für Förderung des Gesundheitswesens oder der Aerzteschaft verwandt worden. Und wie sollten das auch die ärztlichen Standes- und Fachorgane wagen dürfen?

Das Aeußere der deutschen ärztlichen Zeitschriften erinnert mehr an die Reklamekataloge skrupelloser Heilmittelfirmen, Jeder Schund und Dreck der deutschen privatkapitalistischen Heilmittelproduktion wird dort ungeprüft mit frechem Marktgeschrei erst den Aerzten und damit dem heilungsuchenden Publikum aufgedrängt. Von den fetten Inseraten lebt unsere ganz großmäulige, ebenso „idealistische“ wie nationalistische Aerztepresse. Sie hat nur einen Todfeind: die Sowjetmedizin, die mittels Sozialisierung der Produktionsmittel und des Heilwesens den Unfug des auf Betrug und Schmarotzerei gegründeten kapitalistischen Heilwesens beseitigt hat.

So verdimmt also unsere deutsche Aerztepresse systematisch die deutschen Aerzte über alle Fragen des sozialistischen Gesundheitswesens. Die ungeheuren Erfolge der Sowjetmedizin (die Revolutionierung des Medizinstudiums, der Aufstieg der roten Aerzteschaft, der sozialistische Aufbau des [17:] Krankenversicherungswesens, der Gewerbehygiene und des Mutter-Kindschutzes, die Ueberwindung des Abortfiebers usw.) müssen unsere von der kapitalistischen Heilmittelindustrie ausgehaltenen Aerztezeitungen systematisch den Kollegen unterschlagen oder verfälschen.

Ein gutes Zeichen, daß trotz alledem das Interesse der verelendenden deutschen Aerzte für die Sowjetmedizin stürmisch zunimmt. So konnte zum Beispiel in diesem Sommer das Reisebüro Intourist bisher zwei große deutsche Aerztegruppen für die Sowjetunion zusammenstellen. Ihre Mitglieder tragen dazu bei, die Kollegen über den einzigen Ausweg aus ihrer Not aufzuklären: den Weg Räterußlands.

*

SCHAUSPIELER

Theater ist, wie jede Kunst, Propaganda von Ideologien.

Propaganda kostet Geld. Wer bezahlt sie?

Bis kurz vor dem Weltkrieg war in Deutschland die Bourgeoisie zwar die herrschende Klasse, aber sie hatte – eine Folge der Bismarckschen Politik – bestimmte Machtpositionen in ihrem Staat, ohne daß ihre Profitrate dadurch geschmälert wurde, der Feudalklasse und dem mit dieser verbundenen Militär- und Bürokratenklüngel überlassen müssen. Das bedeutete für die Situation beim Theater: die ideologische Propaganda von der Bühne herunter hatte zwei Gesichter und ihre Finanzierung erfolgte von zwei Seiten; da war das staatlich subventionierte Hoftheater mit feudalem und halbfeudalem Spielplan, dort die Privatbühne mit bürgerlich-liberalem Repertoire, meist Profitunternehmen, oft

aber auch begünstigt von kapitalkräftigen Mäzenen. Der Schauspieler entwickelte sich vom lumpenproletarischen Gaukler zum kleinbürgerlichen Darstellungsangestellten oder -beamten.

Nach dem Weltkrieg werden die Machtpositionen der Feudalklasse im bürgerlich-kapitalistischen Deutschland teils wesentlich eingeschränkt, teils ganz liquidiert; die Bourgeoisie herrscht uneingeschränkt. Aber sie herrscht durch den Verrat der sozialdemokratischen Führer, denen es gelingt, einen Teil der Arbeiterklasse für die Interessen der Herrschenden zu mißbrauchen. Zum Lohn für ihren Klassenverrat erhalten sie fette städtische und Staatspründen mit der Verpflichtung, ihr schmutziges Handwerk weiter zu üben. Das tun sie. Sie ebnen auch durch ihre Tolerierungspolitik den Weg zum Faschismus, als die Weltwirtschaftskrise die Stellung ihrer Auftraggeber erschüttert und gleichzeitig damit die Revolution der von ihnen verratenen proletarischen Klasse drohend näher marschiert.

Wie muß sich das aufs Theater auswirken?

Faschismus – auch demokratisch getarnter – bedeutet Kulturlosigkeit, Barbarei, absolutes Fehlen jedes Geistigen ... dem Propagandainstitut Theater ist also sein Rohstoff, sein Werkmaterial zur Produktion entzogen; die Bühne wird zur Klamottenkiste, die Propaganda zum Säbelrasseln. Und bei dieser „Mobilisierung der Köpfe“ ist auch kein Heller Profit mehr zu machen, folglich stellt man sich auf Amüsierbetrieb um und mobilisiert den Unterleib ... Das Repertoire: Ehe-Dreieck, Girl-Revue. Bis es selbst dem sattesten Spießier allmählich zu langweilig wird und er lieber gleich ins Bordell geht. Der private Mäzen knöpft seine Taschen zu und legt – Idealist, der er nun einmal ist – sein Geld in Film-Aktien an ...

Faschismus bedeutet aber gleichzeitig: Hunger, Massenelend, Erwerbslosigkeit. Nicht nur für das Proletariat, sondern auch für die sogenannten Mittelschichten, welche früher 60 bis 70 Prozent aller Theaterbesucher stellten. Neben der geistigen Pleite also auch noch die materielle in dialektischer Wechselwirkung.

Und die früheren Hof-, jetzt Staats- und Landestheater? Nun, aus Prestige Gründen läßt der „gnädige Herr“ durch seinen sozialdemokratischen Hausdiener dem halbfeudalen, schwarzrotgoldenen gekleideten Bettler noch hier [18:] und da mal ein paar Groschen für Putzpomade spendieren, damit er den Klempnerläden verblichener Panoptikumsfiguren und den blechnen Ritterrüstungen mittelalterlicher Schemen noch einmal so etwas wie Glanz und Schimmer verleihen kann ... denn Fassade muß sein! Aber doch eben nur Fassade. Was dahinter ist, der Inhalt, ist Nebensache. Hauptsache sind Kavalleriepferde, Reichswehr, Panzerkreuzer, Schupo. Hauptsache ist auch die andere, als kulant und reell bekannte Propagandafirma, die von jeher das Konkurrenzunternehmen des Theaters war ... der Sozialdemokrat Braun verhandelt erfolgreich mit ihren Chefs und tätigt mit ihnen Verträge, die man Konkordate nennt.

Materielles Ergebnis für den Schauspieler: 50 Prozent Erwerbslose während der „Saison“, 70 bis 80 in den Sommermonaten. Dazu Gagenabbau, Spielzeitverkürzung, Zerstörung des Ensembles, Tarifsicherheit, Rationalisierung – – Proletarisierung!

Der kleinbürgerliche Schauspieler wird Proletarier. Angst packt ihn, Verzweiflung! Er sucht nach dem Ausweg ... ohne Erfolg. Denn alle Erkenntniswege sind ihm versperrt durch die seit Jahrhunderten eingewurzelte und künstlich hochgezüchtete Lehre von der „reinen“, unabhängigen Kunst, sind versperrt durch den seit Jahrhunderten sorgfältig kultivierten und (scheinbar!) zur beruflichen Qualifizierung notwendigen Individualismus, welcher begrifflich dauernd mit freier Entfaltung der Persönlichkeit verwechselt wurde, und vor allem: der Erkenntnisweg wird auch weiterhin planmäßig versperrt durch die reformistische Gewerkschaftsbürokratie der „Bühnengenossenschaft“, die ab und zu – zur Beruhigung der aufgewühlten, proletarisierten Bühnenkünstler – beim „Mäzen“ Staat, das heißt bei ihren prominenten Parteigenossen, ein paar armselige Pfennige Almosen erbettelt. Tropfen auf heiße Steine ...

Vergebens! Denn täglich sieht der deutsche Schauspieler um sich das Chaos größer werden, und er erkennt: Wirtschafts-anarchie des kapitalistischen Systems heißt letztmögliche Kulturbarbarei – eins durch das andere bedingt!

Dagegen in Rußland: Fünfjahrplan. Ein winziges Teilchen davon ist der Theaterneubau in allen Städten mit über 30.000 Einwohnern. Und er erkennt: Proletarische Planwirtschaft heißt stürmischer Vormarsch der Kultur – eins durch das andere bedingt!

Viele deutsche Schauspieler, die nicht gerade blind oder unheilbar dumm sind, gingen ihn bereits, diesen Weg der Erkenntnis, den Weg, der sie in die Kampffront des klassenbewußten Proletariats führte ...

Und die ihn gehen, werden täglich mehr und mehr.

*

WIEDER EIN VERBOT

„Der Polizeipräsident

Tbg. LKA. 2296 IA 1. 30.

Berlin, 18. August 31.

An den

INTERNATIONALEN ARBEITER-VERLAG

Berlin C 25

Kl. Alexanderkstr. 28,

Die in Ihrem Verlage erschienene Druckschrift „Sturm auf Essen“ von Hans Marchwitza wird für den Bereich des Freistaates Preußen auf Grund von § 2 Abs. 1 der Verordnung des Ministers des Innern vom 18. Juli 1931 zur Ausführung vorgenannter Verordnung (G. S. S. 133) polizeilich beschlagnahmt und eingezogen, weil durch ihren gesamten Inhalt, insbesondere in Ansehung des letzten Absatzes auf Seite 160, die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet wird. gez. Grzesinski.“

*

[19:]

BÜRGERLICHE KULTURDOKUMENTE



DIE LINKSKURVE
SEPTEMBER 1931

[20:]

PROGRAMMERKLÄRUNG DER OSDS (OPPOSITION IM SCHUTZVERBAND DEUTSCHER SCHRIFTSTELLER)

I. Die Pressenotverordnung hat die Frage der Freiheit des Schrifttums mit einer Schärfe gestellt, wie es die deutschen Schriftsteller bis jetzt noch nicht erlebt haben. Jede freie Meinungsäußerung, ja selbst jede Feststellung einer Tatsache, unterliegt der rücksichtslosen Zensur gerade jener, deren Interessen bereits durch Feststellung wahrer Tatbestände gefährdet werden.

II. Das Kapital konzentriert sich immer mehr. Damit treten den vereinzelt gebliebenen Schriftstellern immer mächtigere Presse- und Verlagskonzerne gegenüber. Kino, Rundfunk und andere Mitteilungsformen der modernen Technik erscheinen von vornherein in hochkapitalistisch oder staatskapitalistisch konzentrierter Form. Diese Konzerne verwachsen, gerade infolge ihrer Kapitalsmacht mit den großen Konzernen des Bank- und Schwerindustriekapitals (siehe die Hugenberg-Millionen der Danatbank!) und mit der Staatsmacht, die diesen Konzernen unterworfen ist. Die wenigen Inseln der freien Meinungsäußerung, die kleineren progressiven Verlage, Zeitungen, Zeitschriften usw. wurden bereits durch die Wirtschaftskrise, deren Folge weitere Konzentration ist, erschüttert und nachher durch die Notverordnungen den Feinden des Fortschritts vollkommen ausgeliefert. Das offene Hervortreten des Faschismus in den Notverordnungen, nach einer Vorbereitungszeit seiner „demokratischen Tarnung, macht diese Lage so klar, daß jeder Schriftsteller begreifen und handeln muß, bevor es zu spät geworden ist.

III. Ist hier ein Kampf der einzelnen Schriftsteller für ihre materiellen und geistigen Lebensbedingungen möglich? Die Frage klar stellen, heißt sie verneinen. Die Freiheit des Schrifttums muß die Sache aller Schriftsteller sein. Der Kampf dafür kann nur als Kampf der Schriftstellermassen geführt werden.

IV. Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller ist bis jetzt, trotz seiner zahlreichen Mitgliedschaft, keine Massenorganisation. Nach seinem ganzen „Auswahl“-Prinzip ist er eine Organisation einer angeblichen Elite, der Prominenten und derer, die es gerne werden möchten. Der wirtschaftliche Schutz, den er dieser Elite (gehemmt nicht nur durch die ausbeuterischen Gesetze, sondern auch durch ihre eigene Struktur) bietet, verhindert nicht, daß Hunderte und Tausende von verletzten Schriftstellern für fantastisch niedrige Hungerlöhne ihre Arbeiten verkaufen, daß unbefugte und unwissende Uebersetzer als Kulis für minderwertige Produktion von Zwischenmeistern engagiert, daß junge Schriftsteller ohne Namen von den Verlagen durch Wucherkontrakte ausgebeutet werden. Es ist nur selbstverständlich, daß eine Prominentenorganisation, deren Spitzen mit dem herrschenden System verwachsen sind, zum Kampf gegen Regierungsmaßnahmen, die Brot und Freiheit des Schrifttums gefährden, auch dann unfähig ist, wenn das Lebensinteresse der Schriftsteller diesen Kampf gebieterisch fordert. (Siehe den „Protest“ des SDS „gegen“ die Pressenotverordnung, der in Wirklichkeit eine bedingungslose Kapitulation vor dieser Notverordnung ist.)

V. Es ist klar, daß nur eine Schriftstellerschaft, die ihre wirtschaftlichen Interessen zu sichern vermag, auch dem Staat und anderen Machtsphären gegenüber Rückgrat genug besitzen wird, um für die eigenen kulturellen Lebensinteressen zu kämpfen. Die Schriftsteller müssen also jetzt – sehr verspätet – zur Umwandlung ihrer lockeren, ohnmächtigen (weil die Schriftstellermassen nicht umfängenden) Organisation in eine straffe, tatsächlich kämpfende Gewerkschaft gelangen. Sonst werden sie in dieser Krise, die ihren Tiefpunkt noch lange nicht erreicht hat, als die Schwächsten widerstandslos untergehen müssen. Die Hauptforderungen, um die sich in einer solchen Gewerkschaft die Massen der Schriftsteller gruppieren können, sind in den folgenden Punkten zusammengefaßt, die die elementaren und allgemeinen Interessen aller Schriftsteller enthalten:

[21:] 1. Umgestaltung des Schutzverbandes in eine tariffähige Organisation.

2. Abschluß kollektiver Manteltarife und Festlegung von Verlegungszwang, Zahlungsbedingungen, Mindesthonoraren usw.

3. Verweisung der Prozesse zwischen Schriftstellern und Verlegern an das Arbeitsgericht.

4. Einbeziehung der Schriftsteller in die Sozialversicherung mit Anspruch auf Erwerbslosenunterstützung.
5. Ausdehnung der Bevorrechtung von Lohn- und Gehaltsforderungen auf die Honorare der Schriftsteller.
6. Auflagekontrolle durch den Schutzverband mit Hilfe beeideter Bücherrevisoren.
7. Kampf um die Honorierung der Manuskripte bereits bei der Annahme in der periodischen Presse.
8. Kampf gegen das Vermittler- und Zwischenmeisterwesen.
9. Kontrolle der Honorierung des Nachdrucks und aller Reproduktionen schriftstellerischer Produktion. (Rundfunk usw.)

VI. Die Freiheit des Schrifttums ist die Sache aller Schriftsteller. Darüber hinaus aber auch Sache aller progressiven Elemente der Gesellschaft, die Sache aller Werktätigen. Wirkliche Freiheit der Meinungsäußerung ist das Lebensinteresse gerade der werktätigen Massen, der Träger des Fortschreitens der menschlichen Gesellschaft. Aber für ein Regime, in dem auch heute noch den Interessen jener 5000 (fünftausend!) Personen, die über hunderttausend Mark Jahreseinkommen haben, oder selbst jener 430.000, die über 8000 Mark jährlich verdienen, die Interessen von 60 Millionen Deutscher unterworfen sind, ist die Freiheit der Meinungsäußerung untragbar. In einer solchen Gesellschaft verlangt die Zensur der Regierung und anderer Mächte, und ihrer Vermittler in den Redaktionen und Verlagen, daß die Schriftsteller entweder schweigen oder sich aufgeben, entweder hungern oder zu Gesinnungslumpen werden sollen. Wenn die Schriftsteller diesen Zuständen gegenüber ihre elementarsten Lebensinteressen verteidigen, so verteidigen sie zugleich die Lebensinteressen des werktätigen Volkes. Sie können deshalb diesen Kampf auch nur in der Front des werktätigen Volkes mit Aussicht auf Erfolg bestehen. Die echten großen Traditionen des fortschrittlichen Schrifttums, von Hutten und Lessing bis Mehring und Gorki, sind ja auch untrennbar mit dem Befreiungskampf der Werktätigen verbunden. Inhalt und Form wechseln im Laufe der Geschichte, aber jede Kulturnacht, die jeweils auf eine Niederlage der Werktätigen erfolgte, erstickte mit ihrem Dunkel in erster Reihe die Literatur.

VII. Wenn die Schriftsteller erkannt haben, daß das System der Notverordnungen, der Unterdrückung der Freiheit des Wortes, des Belagerungszustandes gegen die Arbeiterbewegung ein Feldzug zur Ausplünderung aller Schaffenden ist und wenn sie nicht als erste materielle und moralische Opfer dieses Feldzuges fallen wollen, so muß das freie Schrifttum fordern:

1. Den Kampf um Aufhebung der Pressenotverordnung, den Kampf gegen alle Notverordnungen und die ganze Notverordnungs politik.
2. Den Kampf gegen Faschismus und Kulturreaktion auch in ihrer demokratischen Tarnung in Preußen und im Reich.
3. Den Kampf der vereinigten Schriftsteller gegen die Ausbeutung, in gemeinsamer Front mit allen Unterdrückten und Ausgebeuteten.

Alle Schriftsteller, die sich dem Kapitalismus nicht verkauft haben, noch verkaufen wollen, müssen verstehen, daß die zwölfte Stunde geschlagen hat. Der Weg zur Rettung, der ihnen noch freisteht, ist der Weg zu den Werktätigen, um mit ihnen gemeinsam gegen Ausbeutung und Faschismus zu kämpfen. Diesen Weg müssen die Schriftsteller unverzüglich betreten!

Berlin, August 1931,

Die Opposition im Schutzverband Deutscher Schriftsteller.

*

NUR EIN ROMAN ...

F. C. Weiskopf: Das Slawenlied. Roman aus den letzten Tagen Oesterreichs und den ersten Jahren der Tschechoslowakei. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.

Dieser in Ichform geschriebene Roman des Genossen Weiskopf ist „ebensowenig eine Autobiographie wie ein Schlüsselroman, wenn auch jedes Ereignis wirklich erlebt und keine Person frei erfunden wurde“. So heißt es in einer Anmerkung am Schluß des Buches.

Stünden diese Worte dem Roman voran, dann müßte man Seite um Seite verwundert fragen: Was geschieht denn hier eigentlich ... in bezug auf die „letzten Tage Oesterreichs und die ersten Jahre der Tschechoslowakei“?

Es geschieht nämlich fast nichts – gar nichts – eine Aneinanderreihung unglücklicher oder auch glücklicher Verliebtheiten, sexueller Hemmungen – das ist der eigentliche Inhalt dieses Romans. Ein Pubertätsroman, aber nicht das, was der Verfasser sich zu gestalten vorgenommen hatte.

Da ist Jeanette, die Französisch-Lehrerin, der es trotz verzweifelter Anstrengungen nicht gelingt, ihren Schüler zu verführen.

Da ist ein „Puff“ (heißt es der oder das Puff? Der Duden verweigert darüber schamhaft jede Auskunft), aus dem unser Held genau so unberührt wieder herauskommt, wie er hineinging.

Da ist Schwester Edith, der es ebensowenig gelingt, ihn „die Pyramiden von Aegypten“ sehen zu lassen.

Und da ist noch Jarmila.

Eine Folge von Verführungsversuchen, die alle daneben geraten. Warum? Etwa verfehlte Erziehung oder dergleichen? Darüber erfahren wir kein Wort und die mangelhaften Ausführungen über das Familienleben des Helden ließen eher auf das Gegenteil schließen. Und im Hintergrund all dieser Rätsel die politischen Geschehnisse jener Tage. Aber so dunkel und unklar wie das eine ist auch das andere. Hier geht ein Staat, das alte Oesterreich, fast ohne jedes Zutun von außen in Trümmer und immer wieder fragt man sich bei der Lektüre: Kann man die Historie wirklich so sehen, ist das wirklich die Geschichte jener Umwälzungen, die doch unter dem Druck der Masse standen, wenn diese Masse auch kein einheitliches und klares Ziel vor Augen hatte?

Vier Jahre Krieg und seine Auswirkungen auf das Hinterland? Wir erfahren kaum etwas davon und selbst das Soldatsein, an dem der Verfasser im letzten Kriegsjahr teilnehmen durfte, liest sich in diesen Schilderungen wie eine ganz harmlose und gemütliche Angelegenheit.

Der Höhepunkt des militärischen Drills besteht darin, daß der Feldwebel jemand „gefressen hat.

Hungernde Massen? Elend? Rebellion? Nur ganz nebenbei erfährt man davon, etwa so: „In der Stadt wurde es ruhiger; die Erhöhung der Brotquote nach der Ernte und die Verstärkung der Garnison schien gewirkt zu haben.“ In einem solchen Satz wird das alles erledigt.

Ganz zu schweigen erst von einem, wenn auch noch so schwachen, planmäßigen Kampf gegen den Krieg und für die Revolution. Doch, wir erfahren auch davon etwas, aber auch nur so obenhin und der Kronzeuge dieser Geschehnisse ist – ein in der Luft schwebender „Wanderredner“, ohne jede Bindung an die Masse, ein „Bolschewik“, für den der bolschewistische Kampf in Diskussionen besteht, während draußen Staaten in Trümmer gehen.

„Schöne Geschichte“, sagte Rudolf /der Bolschewik), „keine Katze da! Der Redner hat offenbar abgesetzt und das Publikum ist nach Hause gegangen. Gehen wir auch!“ Das „Publikum“ sind die Kunden einer Lesehalle.

[23:] Und dann wird ein Schülerrat gewählt und dieser Rat geht den Weg aller Räte von 1918 in Deutschland und Oesterreich. Die Geschichte dieses Schülerrates von seinen Anfangsforderungen und

Losungen bis zu dem „Recht auf Vermittlung von Nachhilfestunden“, das ist das einzig Positive an diesem Buch, eine Begleiterscheinung jener Dinge, die der Verfasser eigentlich gestalten wollte, die wir aber nur wie durch einen dichten Schleier erblicken. Bis auf den Schluß dieses Romans, in dem die Auseinandersetzungen zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus aufgezeigt werden und wir eine Demonstration erleben mit Gummiknüppelhieben und scharfen Schüssen – im Dezember 1920.

Ist das wirklich die Geschichte jener Tage? Nein, das ist sie ganz und gar nicht! Es ist ein Buch ohne Halt und Ziel, ohne glaubhafte Darstellung von Personen und Geschehnissen. Ein Schulbeispiel dafür, wohin es führt, wenn die Form alles und der Inhalt Nebensache ist. Für das zwangsläufige Versagen einer solchen Literatur zeugt die ganze Produktion des Bürgertums auf allen Gebieten der Kunst, nicht nur der Schriftstellerei. Darüber hilft auch kein Nachwort, daß das alles wirklich erlebt und keine Person frei erfunden wurde, hinweg.

Der Genosse Weiskopf hat vor einiger Zeit im Rundfunk die Meinung vertreten, es gäbe keinen proletarischen Roman, In aller Kameradschaft: Wenn das „Slawenlied“ einer solchen Betrachtung zugrundeliegt, dann könnte diese These allerdings zu recht bestehen! **Franz Braun.**

*

DAS TOTENSCHIFF

B. Traven: Das Totenschiff. Universitas-Verlag, Berlin.

Dieses Abenteuerbuch eines Seemanns erinnert an die „Schattenlinie“ Josef Conrads oder an den „Seewolf“ Jack Londons. Mit beiden verbindet ihn die Farbigkeit der Darstellung, die Kraft, die fantastischen Begebenheiten und Schicksale ferner Erdteile und Menschen darzustellen. Während aber Conrad im Grunde immer der bewußte Vertreter und Verteidiger derjenigen ist, die im Namen der britischen Handelsherrn, der Ueberseekonzerne, Trusts die versklavten Kolonialvölker ausbeuten und vernichten, ist Jack London der Dichter der Namenlosen und Unbekannten in aller Welt, der Vertreter der Unterdrückten, der den Bruder mit der fremden Sprache uns nahe und verständlich macht. Traven steht zwischen beiden. Seine Erlebnisse sind die eines Proletariers, das heißt eines Unterdrückten, eines Ausgebeuteten, eines Schutzlosen. Aber kein Aufbegehren, kein Vertrauen in die Klasse, in die Kraft des Proletariats in die Zukunft des Proletariats liegt in ihnen. Wie der Alpdruck eines Traumes ist die Geschichte dieser Seeleute, die auf irgend einem Tramp-Dampfer versaufen müssen, damit die Gesellschaft die Versicherung einstecken kann. Die Darstellung des Schicksals eines Matrosen, der seine Schiffspapiere verloren hat, der von Grenze zu Grenze abgeschoben wird, der an die Schalterfenster der Weltbürokratie aller Konsulate und Aemter vergebens anklopft, um wieder aufgenommen zu werden in das System dieser Klassengesellschaft. Er ist ausgelöscht, ein Mann ohne Paß, ein überall vertriebener und verfolgter Proletarier. Er sieht die Last des Lebens, nicht aber ihre Ursache. Er flucht dem Apparat und doch sitzen in ihm nur die Strohputzen und Handlanger der herrschenden Macht. Er zeigt alles Elend der Welt mit wirklich dichterischer Gestaltungskraft. Aber er weiß nicht, warum es so ist, und wie es anders sein kann. Und deswegen ist der Mut und der Humor, der alles Grau seiner Schilderungen durchbricht, nur der Mut eines Menschen, der nichts mehr zu verlieren hat, sein Humor ein Galgenhumor. Und am Ende bleibt nur Erschütterung über dieses Leben, Erinnerung an diese bunte und fantastische Welt, die wie ein exotischer Filmstreifen vorüber-[24:]rollt, und sich schließlich bescheidet mit dieser Wirklichkeit wie sie ist. Ein wenig Bedauern darüber – Achselzucken und Resignation.

Neben der wirklich starken dichterischen Kraft ist sicherlich dieses sich Einordnen in die Wirklichkeit, wie sie ist, nicht zuletzt ein Grund der starken Wirkung Travens. Denn so bleibt selbst für die Bourgeoisie die Möglichkeit, von der überlegenen Position ihrer unantastbaren Ordnung einen Ausflug in das exotische Elend der Arbeiterklasse zu unternehmen, ohne durch die klassenmäßige Revolte in ihrer Beschaulichkeit gestört zu werden.

Traven hat erst einige Bücher geschrieben. Es bleibt abzuwarten, ob seine unpolitisch-anarchistische Einstellung nur eine vorläufige Etappe auf dem Weg einer Entwicklung ist, die bei Ueberwindung der kleinbürgerlichen Enge des Horizontes noch großes von ihm erwarten läßt, oder aber der bewußte definitive Weg der literarischen Konjunktur.

Bi.

Den an unsere Abonnenten zum Versand kommenden Exemplaren dieser Nummer liegt ein Lehrbrief über das Rundfunk-Hörspiel bei. – Wir bitten diejenigen unserer Leser, die noch nicht Abonnenten sind, die Abonnements-Anmeldung baldmöglich vorzunehmen.

KENNST DU DAS LAND ...

Alfred Kurella: Mussolini ohne Maske. euer Deutscher Verlag / Berlin W 8 1931, Preis: kart. 3,50, geb. 5,– RM.

„Ein höherer Parteifunktionär erzählte mir ganz offen – –“

„Wenn man so den einfachen Arbeiter erzählen hört – –“

„Die Arbeiter des Werkes aber waren offensichtlich ganz anderer Ansicht – –“

So und ähnlich heißen die immer wiederkehrenden, sehr charakteristischen Sätze in den Rußlandberichten unserer Gegner, die – oft sogar ohne die Landessprache zu kennen – einen Monat oder zwei von einem Punkt des Riesenreiches zum anderen gereist sind, dann aber ... ein Buch schreiben, das sich angeblich auf ganz persönliche Beobachtungen und Forschungen stützt! Niemals erfährt der Leser glaubhaft, auf welche Art und in welcher besonderen Situation Gespräche, Interviews (und Fotos!) zustandegekommen sind. Er kann es auch nicht, denn die Autoren kämen in die größte Verlegenheit, wenn sie die näheren Umstände angeben müßten!

Umgekehrt hier. Kurella verwendet – und das ist gut so – breiten Raum darauf, seine Arbeitsmethode zu schildern. Wir erfahren glaubhaft, wie er seine Beziehungen anknüpfte, sie ausbaute, die Menschen zum Sprechen brachte, wie er an die faschistischen Funktionäre, die Grubenbesitzer, Pfaffen usw. herankam und sie aushorchte. Das ist das Aeüßerliche seiner Arbeitsmethode, die ihn bereits wesentlich von den in Luxuswagen herumflitzenden Auch-Reportern der Bourgeoisie und denen der überaus kläglichen Deutschen Welle unterscheidet. Daß der wesentliche Unterschied aber in der inneren Methode liegt, braucht an dieser Stelle nicht versichert zu werden, Kurella geht, im Gegensatz zu jenen Aussichtsturm-Reportern, als Marxist an seine Arbeit. Das sagt eigentlich alles.

Während der bürgerliche Rußlandkritiker seine von Ullstein oder Hugenberg bezogene „Kenntnis“ des bolschewistischen Systems für zureichend hält, informiert sich der rote Reporter eingehend bei faschistischen Parteiinstanzen, bei [25:] den „Gewerkschafts“-Bonzen, bei Vertretern der herrschenden Klasse, und kommt schon hier zu der Erkenntnis, daß unsere Vorstellungen vom italienischen Faschismus zumindest lückenhaft sind.

Dann sucht er die Auswirkungen in allererster Linie in den Produktionsstätten festzustellen. Wir finden ihn bei den Landarbeitern, Halbpächtern, bei den Erwerbslosen, in den Kinderhöhlen der sizilianischen Schwefelgruben, in den Wohnlöchern des Industrieproletariats, ja sogar in Beduinenhäusern der Kolonie Tripolis.

Aber er ist auch dort, wo das Volk sonst noch zu finden ist: in den kleinen Kinos, in den Kirchen, bei Prozessionen, bei Festen. Aber nie ist er bloßer Beobachter, nur Zuhörer, nur knipsender Globetrotter, stets ist er da als fragender, als diskutierender, ja als ... agitierender Freund!

Und was das wichtigste ist: nie fügt er seine Beobachtungen und Erkenntnisse wie der bürgerliche Reisebuchschreiber mosaikartig und buntglitzernd zusammen, sondern er ordnet jede, auch die kleinste Beobachtung marxistisch-dialektisch ein, er bringt sie in Zusammenhang mit dem Ganzen – mit dem faschistischen System.

Daher auch die formale Gliederung des Buches, sein Aufbau, der zuerst bei flüchtiger Betrachtung etwas sprunghaft und willkürlich erscheint, denn Kurella ist bei der Niederschrift nicht seiner Marschroute und den Bahnlinien Italiens gefolgt, sondern er gliedert nach politischen, wirtschaftlichen Gesichtspunkten, wobei er gleiche Erscheinungen aus Nord und Süd in jedem Kapitel zusammenträgt; er blieb sich darüber klar, daß sein Werk nicht hieß „Vom Po bis nach Sizilien“, sondern „Faschismus (Mussolini) ohne Maske“.

Trotzdem kommt die Lebendigkeit der Schilderung nicht zu kurz; das Buch liest sich leicht, es interessiert von Anfang bis Ende. 80 ausgezeichnete Fotos unterstreichen die Ausführungen des Reporters ebenso wirksam wie das eingestreute Zahlenmaterial. **fr.**

*

EIN BERGARBEITER-ROMAN

Pierre Hubermont: „Traize hommes dans la mine“ (Dreizehn Mann im Schacht), Paris, Librairie Valois, 1930.

Pierre Hubermont, einer der Teilnehmer der Charkower Literaturkonferenz (November 1930) entstammt einer belgischen Bergarbeiterfamilie aus dem Borinage. Nach anderthalbjähriger Arbeit im Pütt wird er, sehr jung noch, Redakteur der Bergarbeiterzeitung „L’Avenir du Borinage“. Er verläßt diesen Posten, erwirbt sich als Postbeamter seinen Lebensunterhalt, wird wieder Journalist. Seit 1928 ist er Redakteur des Brüsseler „Peuple“, des Zentralorgans der belgischen „Arbeiterpartei“ (SPB).

„Dreizehn Mann im Schacht“ ist ein Anfang in mancherlei Beziehung. Es ist das erste Buch des Autors; es soll der erste Band einer Romantrilogie „Kohle“ sein; es wirkt, seiner ganzen Anlage und dem Verlauf seiner Handlung nach, wie ein Ansatz, ein Anlauf, ein Ouverture.

Hubermont kennt die Gestalten, die er schildert. Nichts wirkt erfunden, nichts konstruiert. Wie die Menschen reden, wie sie sich bewegen, wie sie fühlen – das ist echt.

In einer sehr schlichten aber kräftigen und prägnanten Sprache wird eine Episode aus dem Leben einer Belegschaft erzählt. Dreizehn Mann fahren ein, werden verschüttet. Man könnte sie retten, der ganze Schacht will es tun, die gesamte Grubenbelegschaft ist dazu entschlossen, aber die Bergwerksleitung fürchtet den Verlust der Grube, fürchtet Verluste an Menschenleben durch Brand ... und so werden die dreizehn eingemauert.

Die Empörung schlägt hoch. Eine Belegschaftsversammlung beschließt, die Maurer an der Vollführung ihrer Arbeit zu hindern, – aber die Grubenverwaltung hat vorgesorgt: in [26:] das Bergmannsdorf rollen die Panzerwagen einer Militärabteilung und vor den drohenden Schlünden der Maschinengewehre und Revolverkanonen beugt sich die Rebellion. Die Dreizehn werden eingemauert.

Gewiß, die Handlung bleibt episodenhaft; man verlangt einen anderen, befriedigenderen Schluß zu lesen; man empfindet das ganze Buch nur als erstes Kapitel eines Romans, der die Kämpfe der belgischen Borinagearbeiter in ihrer ganzen Breite und Intensität schildern müßte. Und trotzdem sagt man sich: dieses Buch ist ein gutes Buch, es packt, es bewegt, es rüttelt den Leser auf, – zuerst und zutiefst wohl durch das echte, warme, große Solidaritätsgefühl, das aus ihm emporquillt.

„Dreizehn Mann im Schacht“ sind ein Anfang. Man wird weitere Werke abwarten müssen, bevor man ein Urteil über Pierre Hubermont fällt. **-f.**

*

AUCH EIN FRAUENROMAN

Walter Viktor: Mathilde. Verlag E. P. Tal u. Co., Leipzig 1930.

Was soll uns das? Wir leben im Jahre 1931.

Was soll uns das – dieses „Leben um Heine“? Der Autor nennt sich Marxist. Also zeigt er uns in seinem Buch an einem charakteristischen Einzelfall die Stellung der Frau in einem bestimmten Zeitabschnitt?

Nein.

Oder er zeigt uns zumindest, wie ein revolutionärer Dichter durch sexuelle Hörigkeit zu einem geistlosen Fleischklumpen in seinem Schaffen geistig und materiell gehemmt wurde?

Nein. Nichts von alledem.

Herr Walter Viktor schreibt ein „unpolitisches“, feminin tändelndes Büchlein, stilistisch gekonnt; stellenweise so sehr gekonnt, daß es schon wieder mariniert und versnobt wirkt.

Aber nochmals; was soll uns das heute?! Daß eine dumme Gans zeitlebens eine dumme Gans bleiben kann, selbst wenn sie mit einem Heinrich Heine zusammen lebt, wußten wir bereits, ebenso wie wir wissen, daß ein schöngeistiger Reaktionär zeitlebens ein schöngeistiger Reaktionär bleiben muß, selbst wenn – nein, gerade weil er Redakteur eines „linken“ sozialfaschistischen Blattes ist. **Hedda.**

*

DIE KOLLEKTIVBEWEGUNG IN DER SOWJETUNION

Otto Schiller: Die Kollektivbewegung in der Sowjetunion. Osteuropa-Verlag.

Das unter diesem Titel erschienene Buch eines bürgerlichen Wissenschaftlers beschäftigt sich mit dem gewaltigen Umwälzungsprozeß, der gegenwärtig in der Sowjetunion nicht nur an die Stelle überholter, vorsintflutlicher landwirtschaftlicher Produktionsmethoden moderne, dem heutigen Stande der Technik entsprechende kollektivistische Großbetriebe setzt, sondern auch die Masse der seit Jahrhunderten in Elend und Unwissenheit gehaltenen Bauern in freie, sozialistische Menschen verwandelt.

Trotzdem der Verfasser alles andere als ein Bolschewist ist, denn für ihn ist „zweifello“, daß „das Einzelhofsystem weit mehr der Mentalität des landbebauenden Menschen“ entspreche „als die mechanisierte Riesenkommune“, unterscheidet sich seine Arbeit doch wesentlich von den, von keiner Sachkenntnis getrüben albernen Hetzschriften sozialdemokratischer Autoren, denn abgesehen von einigen mißtrauischen, reservierten Bemerkungen bringt das Buch eine Fülle von Material sowohl über die Pläne und Resultate der landwirtschaftlichen Kollektivierung, als auch über die ungeheuren Schwierigkeiten, mit welchen die russischen Genossen zu kämpfen haben.

In einer Zeit, da die Weltbourgeoisie im Verein mit der zweiten internationale über die Sowjetunion die wüstesten Verleumdungen aus-[27:]streut, ist diese Publikation immerhin bemerkenswert. Die für das Verständnis der Sowjetlandwirtschaft unbedingt notwendige Schilderung der vorrevolutionären, zaristischen Verhältnisse ist allerdings mehr als dürftig und gibt ein falsches Bild, was um so sonderbarer ist, als dem Verfasser die Arbeit Lenins über „die Agrarfrage in Rußland am Ende des 19. Jahrhunderts“ kaum unbekannt geblieben sein dürfte. Im übrigen geht es diesem Buch über die Sowjetunion wie tausend anderen: seine statistischen Angaben sind, kaum gedruckt, schon veraltet, überholt durch das rasende Tempo des sozialistischen Aufbaus.

W. Nadolny.

*

RUSSISCHE GESCHICHTE VON ZWEI SEITEN

Aus der historischen Wissenschaft der Sowjet-Union. Vorträge ihrer Vertreter. Osteuropa-Verlag Berlin.

Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Karl Stählin. Band II: Von Peter d. Gr. bis zum Ende Katharinas II. Osteuropa-Verlag Berlin.

Den Unterschied zwischen „klassischer“ und materialistischer Geschichtsschreibung demonstrieren 2 Veröffentlichungen des Osteuropaverlages. Man muß voraussichtlich, daß der Berater des Verlages, der deutschnationale Reichstagsabgeordnete Professor Hoetzsch, seiner Aufgabe, Vertreter der beiden entgegengesetzten Prinzipien zu Worte kommen zu lassen, mit größter Objektivität nachkommt, als etwa die Vertreter der neuesten deutschen Demokratie auf der Deutschen Welle. Fühlt auch er sich – ausgerechnet – als Hüter der „objektiven Wahrheit“ „frei von staatlichem Einfluß und staatlichem Druck“ – als deren Vertreter ihm im alten Rußland der biedere, gut autoritätsgläubige Historiker Kljutschewskij gilt –, so ist er doch seiner Sache sicher genug, um auch dem Marxisten ausführlich das Wort zu lassen. (Der marxistische Leser, der sich über russische Geschichtsforschung informieren will, findet die berufenste Aufklärung in den „Historischen Aufsätzen“ von M. N. Pokrowski im Band 17 der „Marxistischen Bibliothek“.)

Hoetzsch selbst hat einen Sammelband „Aus der historischen Wissenschaft der Sowjetunion“ herausgegeben, der den größten Teil der auf der „Russischen Historikerwoche“ 1928 gehaltenen Vorträge bringt. Sie geben, außer zwei höchst instruktiven Beiträgen von Adoratskij und Egorow über das sowjetrussische Archiv- und Bibliothekswesen, einen interessanten Einblick in den Stand der histori-

schen Forschung der Sowjetunion auf den verschiedensten Gebieten. (Ueber die Entwicklung des russischen Absolutismus, die Stolypinsche Agrarreform, die Ukraine, Weißrußland und den russischen Norden) Die Geschichte der Revolutionen, deren Erforschung geradezu als die Hauptaufgabe heutiger russischer Geschichtsschreibung angesehen werden kann, wird leider nur mit einem Beispiel – „Cromwells Soldatenräte“ von dem bekannten Gelehrten Paschukanis – belegt. Es ist eine ausgezeichnete marxistische Analyse an sich bekannter historischer Vorgänge, wichtig vor allem als Auseinandersetzung mit Eduard Bernsteins Buch über die große englische Revolution: ein Schulbeispiel dafür, daß auch für weitabliegende Geschichtsepochen der marxistische Standpunkt gegenüber dem revisionistischen gewahrt werden muß.

Zu gleicher Zeit gibt der Verlag den zweiten Band der „Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart“ von dem Berliner Historiker Karl Stählin heraus. Wie Hoezzsch rechnet auch Stählin Leopold von Ranke zu seinen Ahnen, dessen Leitgedanke von der besonderen Entwicklung Rußlands durch den Einfluß griechisch-slawischer Kultur somit hier unter Beweis gestellt wird. Schon der große vormarxistische Materialist Tscherni-[28:]schewski hat dagegen den Satz aufgestellt: „Die russische Geschichte ist nur im Zusammenhang mit der Weltgeschichte begreiflich, wird durch sie erklärt und bietet nur die Modifizierung derselben Kräfte und Erscheinungen, die in der Weltgeschichte wiedergegeben werden.“ Erst recht bedeutet gerade die in vorliegenden Bande behandelte Epoche des aufgeklärten Absolutismus von Peter bis zu Katharina – „den Großen“ – die stärkste Abwendung vom russischen Wesen. Selbst und gerade das Slawophilentum, die stärkste Stütze dieser Lehre von der Eigengesetzlichkeit russischer Entwicklung, enthüllt sich bei näherem Hinsehen als ein Beispiel der gemeineuropäischen Romantik, die während des ganzen XIX. Jahrhunderts die konservativen Ideologien speist. – Leider läßt das Ueberwiegen der „Hof- und Staatsgeschichte“ nur einen geringen Spielraum für die Darstellung der ökonomischen Fragen, die hier ganz von Laune und Willkür des jeweiligen Herrschers abhängig erscheinen. Aber gerade Peters innere und äußere Politik zeigt den Einfluß des mächtig aufstrebenden Handelskapitals unter holländischer und englischer Führung in diesem Zeitalter der ursprünglichen Akkumulation. Pokrowskis Aufsatz über die Entstehung des russischen Absolutismus in dem oben besprochenen Bande und seine „Geschichte Rußlands“ werden dem Leser des Stählinschen Buches, das ein ungeheuer reiches Material gibt, kaum entbehrlich sein.

Bedauerlich bleibt, daß die reichen Forschungsergebnisse sowjetrussischer Geschichtsschreibung dem deutschen Marxisten bisher nur in einer kleinen Auswahl zugänglich gemacht werden konnten.

iml.

*

GLOSSEN

GROSSE ZENSUR-KOALITION

Herr Grzesinski hat jetzt auf seine Weise mitgeholfen, die auf dem vorletzten Loch pfeifende SPD für die von ihr sehnlichst erhoffte, pöstchenerhaltende große Koalition reif zu machen. Und das war so:

Herr Hugenberg läßt in seiner „Nachtausgabe“ vom 16. August neben einer widerlichen Hetze gegen Klaus Neukrantz („Barrikaden am Wedding“) die Verhaftung unseres Genossen Marchwitza, „des schlimmsten Mordhetzers gegen die Schutzpolizei“ bei gleichzeitigem Verbot seines Romans „Sturm auf Essen“ fordern.

Der Sozialdemokrat Grzesinski kommt zwei Tage später prompt dem Wunsch seines künftigen schwarzweißroten Koalitionsfreundes nach: unter besonderer Berufung auf eine von dem Hugenbergblatt denunzierte Stelle wird das Buch am 18. August für Preußen verboten, beschlagnahmt und eingezogen.

Aber 15.000 Exemplare sind bereits verkauft; das heißt: mindestens 50.000 Menschen haben es gelesen.

Und Bücher, vor allem gute Bücher, wirft man ja nicht achtlos fort!

-eT.

*

DAS LABYRINTH DES DR. DÖBLIN

Die Krise der bürgerlichen Intelligenz drückt sich in einem nervösen Drang nach Selbstkritik und Diskussionen aus. Fast täglich mehren sich die Schriften, welche sich mit den „Aufgaben der Zeit“, dem Marxismus, dem neuen „Standort“ der Geistigen beschäftigen. Ein mächtiger Revisionstrieb ist am Werke. Er hat einen besonderen Debattiertyp erzeugt.

In den literarischen Kreisen Berlins heißt dieser Typ Alfred Döblin. Döblin ist ein Alarmist der geistigen [29:] Vertrauenskrise. Er bedient sich gepfeffelter Redensarten und wohlplazierter Zwischenrufe. Einmal erschreckt er die Bieder- und Thomasmänner von der Dichterakademie mit der Parole: „Senkung des Gesamtniveaus der Literatur!“ Dann bläst er die berliner Maler an, indem er ganz allgemein den Sinn ihrer Kunst in Frage stellt. Einem dilettierenden Frauenverein schneidet er eine furchtbar sozialistische Grimasse und ruft damenhaftes Wehgeschrei hervor.

Aber Döblin, der „wilde Mann“ im literarischen Schutzpark, ist kein Revolutionär. Er fängt Stichworte ab und gibt sie weiter. Seine Parolen, die immer von heute sind, widersprechen sich wie die Tendenzen dieser Zeit selbst. In seinem Stück, „Die Ehe“, zerstören Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit die proletarische Ehe, aber Döblin sagt: Erhaltet die Ehe! Er bekämpft die Bedingungen und schon das Resultat. Wenn er im gleichen Stück den Zerfall einer Arbeiterfamilie unter dem kapitalistischen Terror zeigt, vergißt er nicht, uns sofort die Gegenseite zu zeigen: die Besitzenden ohne Besitz an wahrem Glück, die Industrieherrn in der Armut ihrer Seele usw. Für das Proletariat wird ein unbestimmter Messianismus gepredigt. (Ungefäher Text: „Da heißt es marschieren und die Fäuste ballen und mit die Sohlen auf Asphalt knallen.“ Marschieren: wohin? Die Fäuste ballen: gegen wen?)

Indem Döblin Schwierigkeiten dieser Gesellschaftsordnung andeutet, ohne ernsthaft an ihrer Lösung zu arbeiten, Stimmen echter Verzweiflung laut werden, läßt ohne ihnen eine Richtung zu geben, entwertet er gleichzeitig seinen Stoff und macht ihn zum bloßen Reizmittel aktueller Kunstübung. Den bürgerlichen Konsumenten seiner Literatur bietet dieses Verfahren einen besonderen Vorteil: es gilt ihnen als Abschlagszahlung des schlechten Gewissens an den Sozialismus, als gefährlich-reizvolle Offenbarung eines Zukunftsgefühls, als Heilung von der Revolutionsangst. Man legt den Finger in eine Wunde und nimmt ihn schleunigst wieder heraus.

Die neue Schrift Döblins „Wissen und Verändern!“ (bei S. Fischer) enthält offene Antworten auf die politischen und weltanschaulichen Gewissensfragen, welche Herr Gustav Hocke, ein Student aus Bonn, an den Dichter gerichtet hat. Der Student erwartet von Döblin eine Art Baedeker durch die Zeit: er fragt nach Rußland und dem Kommunismus, macht schnöselige Phrasen über Frankreich und Amerika, und hat Furcht davor, „dem Moloch Masse echte Werte zu opfern“.

Wie begegnet Döblin dieser studentischen Jungfrau? Er stellt ihrer Ratlosigkeit, ihrer unentschiedenen Geisteshaltung eine draufgängerische Konfusionstheorie gegenüber. Alle Schlagworte und Diskussionsthemen der Zeit begegnen sich in seinem Buche, lagern sich übereinander und vermengen sich zu einem unentwirrbaren Begriffschaos. Keine These ohne ihre gleichzeitige Aufhebung: Sozialismus, aber kein Klassenkampf, Liquidierung des Jenseits, aber „wir sind vom Kopf bis zu den Füßen Religiosität!“

Döblin will eine Ortsbestimmung der deutschen „Intelligenzschicht“ vornehmen und weist ihr einen Platz neben der Arbeiterschaft an, aber nicht zur Verbreiterung ihrer Front, sondern ausdrücklich „gegen die Front der Arbeitertheoretiker“; d. h. des Marxismus.

Die Behauptungen Döblins können nicht beklopft, nicht diskutiert, nicht eigentlich „widerlegt werden. Es fehlt ihnen die Haltbarkeit. Sie haben Realität nur für die Konfusionisten von der Art ihres Urhebers, denen sich die konkreten Probleme der Politik und der Klassenzugehörigkeit unter einem Wust psychologischer und philosophischer Teilwahrheiten verbergen. Denn was bedeutet Döblins Entdeckung von der fehlenden Bürgerherrschaft in Deutschland? Was seine These vom „feudalisierten Untertan“? Es sind psychologische Wahrnehmungen, Tatbestände, welche die Beharrlichkeit der ideologischen Schwerkraft beweisen, aber ökonomisch und politisch fast ohne Konsequenz geblieben

sind. Das Dreiklassenwahlrecht – die enge Verflechtung von Staat und [30:] Rüstungsindustrie – die Erhebung jüdischer Finanzmänner in den Adelsstand – Stinnes, Klöckner, Thyssen: ist das die feudale oder die bürgerliche Linie?

Zu diesem Stelldichein konträrer Parolen gehört Döblins Aufforderung an den Studenten, in eine Arbeiterpartei einzutreten (*nomina sunt odiosa*) und gleichzeitig den „Abbau der Öffentlichkeit“ zu betreiben. Es hört sich wie Ueberdruß infolge der eigenen Redseligkeit an, wenn Döblin die „tötende Ueberschätzung und Vordringlichkeit der Öffentlichkeitswerte“ brandmarkt. Stemmt er sich, Mitglied der Dichterakademie, gegen den literarischen Betrieb, gegen Bankett und Festreden? Wir zielen falsch. Der Staat soll geschwächt, zum Absterben gebracht werden durch eine „machtvolle Steigerung der wirklichen, d. h. kleinen gesellschaftlichen Gruppen“.

Die politische Unterweisung endet bei der taoistischen Lehre der Chinesen, welche nach 3000 Jahren und auf das Deutschland von heute übertragen, einer gigantischen Schlafmützen-Theorie gleichkommt.

Der Student Hocke aber wird sein Lebtage zu keiner Meinung kommen, wenn er sich nicht am Faden eigener Untersuchung, eigener Erkenntnis, den Ausweg aus dem Labyrinth verschafft. **Armin Kesser.**

*

HANDLANGER

Tempo überm Strich vom 5. August 1931: „Der Anhang der Kommunisten besteht heute zu 90 Prozent aus Erwerbslosen, für die der Moskauer Stundenlohn für Demonstrationen ein willkommener Nebenverdienst ist, und denen man eingeredet hat, wenn der Volksentscheid nicht siege, werde Moskau kein Geld mehr geben“ ...

Tempo unterm Strich vom 23. Juli, Artikel von Manfred Georg: „Irrwege der Opposition“: „Ein künstlerisch gescheiterter Mensch“ (nämlich der Schauspieler Rodenberg, Vorkämpfer der RGO-Sektion Bühne), „ein flinker, kalter Routinier, der zum politischen Funktionärtum hinübergewechselt hat.“

Derselbe Ton, dieselbe Methode. Überm Strich werden die mutigen, klassenbewußten Arbeiter, die auf Straßendemonstrationen ihr Leben einsetzen, als gekaufte Lumpen denunziert. Unterm Strich wird ein Künstler, der für seine Ueberzeugung seine ganze Existenz aufs Spiel setzt, in der gleichen Weise verächtlich gemacht.

Die Hetze des „Tempo“ steigert sich von Tag zu Tag. Auf die Erschießung eines jungen Arbeiters auf dem Bülowplatz am Sonnabend, dem 8. August folgt ein Bericht, der von Anfang bis zu Ende erlogen und durch Augenzeugen widerlegt ist.

Dann geht es weiter: „Kommunistische Terrorgruppen entdeckt“, „Tschekaorganisator entdeckt“, „Der Eisenbahnattentäter wahrscheinlich ein Kommunist“, „Die KPD befiehlt neue Störungen“ usw. im Stil der Kriegsgreuel von 1914 und der Bürgerkriegsberichterstattung von 1919.

Es ist nur noch ein kurzer Schritt bis zu den abgeschnittenen Fingern und abgeschnittenen Brüsten aus der Kriegszeit, bis zu den am 1. Mai 1929 in den Händen der Polizei zerschossenen Karabinern, bis zu der 1919 in Lichtenberg „gelynchten“ Polizeimannschaft, die am nächsten Tage unverseht auf der Bildfläche erschien.

Inmitten der Bluthetze, die dieses Organ schon seit Jahren betreibt, steht als objektiver „Draußenstehender“ Manfred Georg unterm Strich des „Tempo“ und versucht, die in „finsterer Verwirrung“ lebenden Schauspieler und Schriftsteller zur Vernunft zu bringen.

Er und seinesgleichen: betrogene Betrüger, Polizeifeuilletonisten, literarische Handlanger des Faschismus.

Berta Lask.

**Anfragen und Einsendungen an die Redaktion können keinesfalls beantwortet werden,
wenn ihnen kein Rückporto beiliegt.**

*

[31:]

EINE LITERARISCHE FÄLSCHERWERKSTATT

Im Aprilheft der „Linkskurve“ wurde unter dieser Ueberschrift berichtet, daß die im sozialdemokratischen Bücherkreis erschienene Ausgabe des Romans „Lessosawod“ von Anna Karawajewa durch Entstellungen, Vergrößerungen und vor allem durch eine nach sowjetfeindlichen Gesichtspunkten vorgenommene „Kürzung“ in unerhörter Weise verfälscht worden ist.

Es liegt jetzt eine Erklärung der Genossin Anna Karawajewa vor, die bis vor ganz kurzer Zeit weder von der Herausgabe ihres Werkes durch den Bücherkreis noch von der dabei praktizierten Fälschung wußte. In dieser Erklärung wird das Erzeugnis des Bücherkreises als Machwerk, als willkürliche und ungeordnete stückweise Zusammensetzung, die keineswegs als Uebersetzung angesprochen werden kann, bezeichnet; es wird im einzelnen nachgewiesen, daß der sozialdemokratischen „Bearbeitung“ und „Kürzung“ des Romans alle jene Stellen zum Opfer gefallen sind, die von der historischen Großartigkeit des wirtschaftlichen und kulturellen Aufbaus in der Sowjetunion berichten und seine Schwierigkeiten und Kämpfe verständlich machen.

Das Werk der Genossin Karawajewa ist in einer autorisierten und ungekürzten Ausgabe unter dem Titel „Die Fabrik im Walde“ im Verlag der Jugendinternationale erschienen. Das ist ein mutiger und aktiver Protest gegen die Fälschermethoden des Bücherkreises, der die Kühnheit hatte, auf eine Erklärung des Verlages der Jugendinternationale zu antworten, daß durch die Kürzungen des Romans lediglich „die typischen russischen Längen“ ausgemerzt worden seien. Nach Lage der Dinge ist diese Antwort nicht anders zu deuten, als daß die politisch und ideologisch bankrotte Sozialdemokratie nicht wagen kann, ihren Anhängern den Aufstieg des russischen Volkes, der freilich für das deutsche Proletariat von Tag zu Tag mehr und mehr „typisch“ wird, auch nur in einem Roman einzugestehen. A.

*

JUGOSLAVIANA

„König Alexander von Jugoslawien ist der Abgott seines Volkes. Täglich treffen in Belgrad Huldigungsdelegationen ein, arme Bauern, die ihren letzten Para gaben, um das geliebte und verehrte Antlitz ihres Königs auf einen Augenblick zu sehen.“ So die gesamte jugoslawische Presse, deren Chefredakteur in der Pressestelle des Innenministeriums amtiert ...

Unlängst hat der Banus von Zagreb diesen Erlaß unterzeichnet:

„In der letzten Zeit kommt es immer öfter vor, daß auf den Geldmünzen das Bild des Königs verunstaltet wird. Wir machen darauf aufmerksam, daß jedermann, der das tut oder solche Geldstücke besitzt, wegen versuchten Attentats auf den König mit Kerker bis zu 20 Jahren bestraft wird.“

* * *

Gerichtshof zum Schutze des Staates in Belgrad. Auf der Anklagebank sitzen zwei jugendliche Arbeiter, angeklagt, einer illegalen kommunistischen Konferenz an einem bestimmten Tage in Dresden beigewohnt zu haben. Die beiden können lückenlos ihr Alibi nachweisen. Sie waren zu jener Zeit in Jugoslawien. Der hohe Gerichtshof nimmt das Alibi zur Kenntnis und verurteilt den einen zu zwei Jahren, den anderen zu drei Jahren Kerker. Weil, wie es im Urteil heißt, die beiden „eines unbestimmten Tages der Konferenz der Kommunistischen Partei beiwohnten“.

* * *

Ein sowjetrussischer Roman ist ein sehr seltenes Ereignis in Jugoslawien. Im Dezember vorigen Jahres gab der Zagreber Verlag „Binoza“ Gladkows „Zement“ heraus und verschickte dabei an die Redaktionen einen Waschzettel, in dem man u. a. dies lesen kann:

[32:] „Es verblüfft, wie das Buch die strenge bolschewistische Zensur passieren konnte und der Welt die volle und klare Wahrheit über die Zustände und herrschenden Typen im roten Lande übermitteln

durfte ... Nach diesem Werk wird man erst alle Gerüchte verstehen, die uns aus jenem Lande kommen, all die Verfolgungen, Urteile und Justifikationen, alle Aufstände und ihre Dementis ...“

Es verblüfft, wirklich es verblüfft, wie man die Dinge so auf den Kopf stellen kann. Gladkow als Kronzeuge gegen die Sowjetunion in Jugoslawien, heute dem Musterlande faschistischer Bestialität. **tkf.**

*

GEDANKEN EINES HOCHVERRATERS

Unter mir spielt ein Krimineller
auf schlechter Fiedel ein Stück.
Die Sonne strahlt klarer, heller,
ich sehn mich „ins Grüne“ ein Stück.

Mein Genosse sitzt am Bettrand;
liest er eine verbotene Schrift?
Ein Büchlein, von dem noch nicht feststand,
ob es Landes- oder Hochverrat betrifft?

Wir haben so Schweres verbrochen –
manch einer glaubt es uns nicht:
wir haben ausgesprochen,
daß vieles bald stürzt und bricht.

Der Inspektor hier fühlt seinen Posten
und den Dienstroock sehr unbequem.
Man spürt's ja an jedem Pfosten:
es wackelt das ganze System ...

FORTSCHRITTE ...

„Die Kaffeevernichtung macht weitere Fortschritte. Im Monat Juli wurden in Santos insgesamt 253.000, in Rio 21.000 und in Victoria 70.000 Sack vernichtet.“

Ueber diese Fortschritte der kapitalistischen Wirtschafts-„Ordnung“ berichtet die „Kölnische Zeitung“ vom 8. August. Es sind die einzigen Fortschritte, von denen man überhaupt berichten kann.

*

EIN FREIHEITSLIED

„Der Königssozialist, das Kampfblatt der deutschen Freiheitsbewegung“ beehrt sich in Nummer 1 darzubieten:

Aus einem Freiheitslied unserer „Grünhemden“
(Mel.; Musketier sind lustige Brüder)

1. Vers

Kameraden wir sind Brüder,
Alle Stämme gleich;
:,: Kämpfen für den König wieder
Und ein freies Reich – – :,:
:,: Ja, ja, ja, ja, ja,
Wenn es heißt, da sind wir da – :,:
Es heißt aber nicht ...

*

NEUE WERKE

Es gibt böse Menschen, welche behaupten, die Kultur der Bourgeoisie liege im Sterben. Das ist natürlich nur eine Verleumdung. Schlage nur einmal Nr. 13/14 des „Der Neue Weg. Halbmonatsschrift für das Deutsche Theater“ auf ... da steht gleich vorn im Inhaltsverzeichnis: „Neue Werke.“

Aha! Also doch!

Du suchst und suchst. Und findest endlich auf Seite 342:

Neue Werke.

„**Ein Märchen aus uralten Zeiten**“. Singspiel in drei Akten von Henny Nordländer. Musik von Karl Knübel. (Rubin-Verlag, Wilhelm Köhler, München 23.)

Und weiter?

Nein. Weiter nichts.

Benutzen Sie nebenstehenden Bestellschein!

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion nur die Verantwortung, wenn Rückporto beiliegt.

„Die Linkskurve“ erscheint am 1. jedes Monats. Das Einzelheft kostet 30 Pfg., das Jahresabonnement 3 Mk. Sie wird im Auftrage des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Johannes R. Becher, Kurt Kläber, Hans Marchwiza, Erich Weinert und Ludwig Renn. Verantwortlich für die Redaktion: Ludwig Renn (Arnold Vieth-Golßenau), Berlin-Lichtenberg, Kielblockstraße 1a, 1. Verlag: Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 2, Kleine Alexanderstraße 28. Alle Manuskripte an die Redaktion der „Linkskurve“, Berlin S 14, Alexandrinenstraße 62 (Ludwig Renn). Alle Anzeigen und Beschwerden an die „Linkskurve“, Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 2. Gedruckt: „Neudrag“, Filiale Chemnitz, Schützenstraße 25.

[33:]

BUND PROLETARISCH-REVOLUTIONÄERER SCHRIFTSTELLER DEUTSCHLANDS

Sekretariat: Berlin S. 14, Alexandrinenstraße 62 (Ludwig Renn). Fernspr. F. 7 (Jannowitz) 28-73. Sprechstunden jeden Mittwoch zwischen 16 und 19 Uhr. Postscheckkonto: Karl Paul Körner, Berlin, Nr. 50 359

Berliner Ortsgruppe: 2., 16., 30. September. Arbeitsgemeinschaft Kurzgeschichte. 9., 23. Sept. Arbeitsgemeinschaft Lyrik.

Jeweils 8 Uhr abends Graphischer Block, Enckestraße 4.

25. Sept. Außerordentliche Mitgliederversammlung: Programmdiskussion

Je eine Erwerbslosen- und Jugendveranstaltung, näheres in der Tagespresse.

Hamburg: Heinz Liepmann, Hamburg 36, Colonaden 3.

Bremen: P. Hans Woile, Bremen, Lutherstraße 118, 2.

Leipzig: Wilh. Tucholke, Könnertitzstraße 38.

Dortmund: Aug. Heimann, Fuhrgabel 9.

Stuttgart: Anni Geiger-Gog, Sonnenberg, Post Stuttgart, Jägerloch.

Frankfurt a. M.: IFA-Büro, Gr. Friedberger Str. 23.

Dresden: Richard Spengler, Dresden-A., Gerockstraße 7, b. Kani.